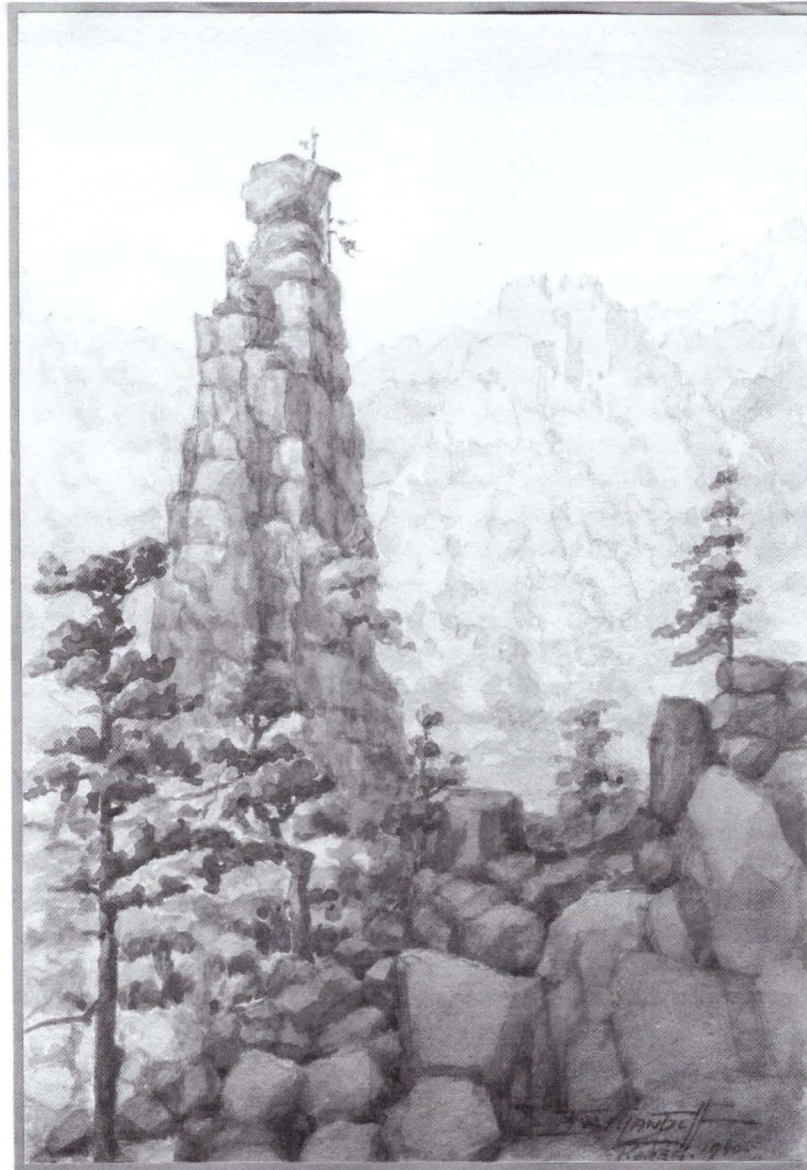


# StuDeO

Studienwerk Deutsches Leben  
in Ostasien e.V.



StuDeO – INFO



September 2006

**Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e.V.**  
(StuDeO)

**侨居东亚生活资料集**

Homepage: [www.studeo-ostasiendeutsche.de](http://www.studeo-ostasiendeutsche.de)

Gegründet wurde StuDeO als gemeinnütziger Verein 1992 von Ostasiendeutschen mit dem Ziel, die Verbindung mit Ostasien wachzuhalten, zurückblickend auf die eigenen Erinnerungen und offen für den ständigen Wandel. StuDeO hat sich die Aufgabe gestellt, die Kontakte zwischen den deutschsprachigen und asiatischen Kulturkreisen aufrechtzuerhalten, neue zu knüpfen und Zeitzeugnisse zu sammeln, um sie für die Nachwelt zu bewahren und der Forschung zur Verfügung zu stellen.

**Bitte unterstützen Sie unsere Arbeit und werden Sie Mitglied im StuDeO.**

**Jährliche Mitgliedsbeiträge**, jeweils fällig im ersten Quartal des laufenden Jahres bzw. bei Beitritt innerhalb von drei Monaten

Einzelpersonen € 20 / US \$ 25 / CAN \$ 31

Ehepaare € 27 / US \$ 34 / CAN \$ 42 / juristische Personen € 75

Konto des StuDeO Nr. 7602 308, Postbank Hannover, BLZ 250 100 30;  
IBAN: DE63 2501 0030 0007 6023 08, BIC: PBNKDEFF  
Kontoführung: Carl Friedrich, Schatzmeister

Konto in den USA Members in North America are requested to send payments in  
the form of checks – made out to Franz T. Geyling –  
to Franz T. Geyling, PhD

Auf Überweisungen und Schecks, Inland und Ausland, bitte „Mitgliedsbeitrag“ oder „Spende“ vermerken und Absender angeben. Beiträge und Spenden sind steuerlich abzugsfähig, bis € 100 gilt der Überweisungsbeleg als Nachweis. Für höhere Beträge stellt der Schatzmeister Spendenbescheinigungen aus.

Bitte richten Sie Ihre **Beitrittserklärung** an die Schriftführerin Karin Bolognino.

StuDeO unterhält das von seinem Gründer hinterlassene **Wolfgang Müller Haus** in Kreuth/Oberbayern. Es dient als Begegnungsstätte für Ostasienfreunde und birgt auch das Archiv. Wünsche, es zu besuchen, um dort zu recherchieren oder es als Ferienhaus zu mieten (pauschal € 25,00 pro Tag), richten Sie bitte an die Verwalterinnen Renate Jährling oder \*\*\*

**Impressum**

HERAUSGEBER  
Studienwerk  
Deutsches Leben  
in Ostasien e.V.  
(StuDeO)

REDAKTION  
Ernst-Dietrich Eckhardt

Die StuDeO-Infos erscheinen dreimal pro Jahr.

Redaktionsschluß jeweils 15. Februar / 15. Juli / 15. Oktober

Bitte richten Sie Ihre Manuskripte an die Archiv-Sammelstelle in Eichenau z.Hd. von Renate Jährling.

**Titelbild** – Nach dem Aquarell „Korea 1940“ (28 x 19 cm) von Victor Bryantzeff, der von 1937 bis 1951 Zeichenlehrer an der Deutschen Schule Tientsin war. Das Aquarell zielt eine Wand des Wolfgang Müller Hauses in Kreuth. – Siehe auch „Zum Titelbild“, S. 3

**(\*\*\*) Hinweis:** der Klurname des Autors  
erscheint nur in der Druckausgabe

**StuDeO-Vorstand**

VORSITZENDER

Dr. Dieter Lorenz-Meyer

STELLV. VORSITZENDE

Archiv-Sammelstelle  
Renate Jährling

SCHATZMEISTER

Carl Friedrich

SCHRIFTFÜHRERIN

Karin Bolognino

REDAKTION

Ernst-Dietrich Eckhardt

FOTOTHEK

\*\*\*

SONDERAUFGABEN

Henning Blombach

KONTAKTE SHANGHAI

Peter Cortum

KONTAKTE SÜDCHINA

Pastor Reinhard Gilster

## Zum Titelbild

### Auszüge aus Briefen von Wolfgang Müller von seiner Korea-Reise im Sommer 1940

Mit Dr. Biller (*Leiter der Deutschen Schule Tientsin*) im Zug: Tientsin – Peitaiho Junction – weiter durch grünes, schönes Land, links oft Berge, rechts noch einmal das Meer. Unser Zug geht durch von Peking, Tientsin, Mukden bis Keijo (*Seoul*). So werden wir 28 Stunden in diesem Zug verbringen. Dann noch eine Nacht durch die Berge von Korea, und wir sind am Ziel.

Der Zug schaukelt durch die Süd-Mandschurei – die Nacht gut geschlafen und zwei Zollstellen passiert, dann die ersten Tannen und Fichten wieder gesehen und den Tag über durch mitteldeutsche Gegend gefahren, kleinere und größere Hügel, meist mit Buschwald, viele Reisfelder in den Tälern, bienenkorbartige Hütten der Koreaner, dazwischen große Industrieanlagen modernsten Stiles. Überall merkt man durch die Nähe des Meeres das üppige Klima, wenn man auch das Meer nicht sieht. Keijo, die Hauptstadt, eine moderne Großstadt mit Hochhäusern, Autos und breiten Asphaltstraßen, ähnlich Stuttgart in einem Talkessel gelegen. Ein luxuriöses Hotel mit Lift hat uns aufgenommen. Morgen geht es weiter.

Über Wonsan fuhren wir nordwärts bis in die Gegend des Tjumen, Grenzfluß zu Rußland. Dort in einem kleinen Ort machen einige Lehrer aus Peking (*Dr. Gottfried Weiß, Gustav und Renata Steenken; außerdem der Kaufmann Ernst Jährling*) Urlaub. Unser Zeichenlehrer Bryantzeff hatte ein kleines Häuschen im Walde gemietet, in dem er uns freundlichst aufnahm, und wir auch von seiner Frau bestens betreut wurden.

Ein paar Tage liegen hinter uns, mit herrlichen Wanderungen und Bergsteigen auf den umliegenden Höhen. Alles ist voll üppigstem, dichtem Buschwald, 4-5m hoch. Der Hochwald ist leider schon abgeholzt, und auch des Buschwaldes bemächtigen sich schon die Köhler. In 100 Jahren wird es wohl aussehen wie in China. Doch vorläufig stiefelt man noch durch üppigsten Busch auf kleinen Köhlerpfaden oder querdurch. Darin die herrlichsten Blumen: Lilien, Spiräen, Lichtnelken, Farne, in doppelter und dreifacher Größe, Schmetterlinge, so groß wie dieser Papierbogen, gaukeln zwischendurch, weiter oben auch Singvögel. Im Tal ein klarer Gebirgsbach, leider etwas warm, aber herrlich blau, zwischen lauter Felsen. Wie

überall gehen die Sommerfrischler auch hier um ihre Häuser spazieren, so wandert man auf den Bergen oder das Tal aufwärts ganz allein.

Gestern traf ich unter den Gästen eine Dame aus Shanghai, mit der ich 1938 über Sibirien fuhr, so klein ist der Osten. Sonst sind hier meist Russen im Urlaub. Abends spielen wir bis 22 Uhr Rommé, wobei ich jedoch meist die herrlichen Schmetterlinge bewundere, die um unsere Petroleumlampe schwirren. Gelegentlich töte ich auch mal einen und spieße ihn auf. Durchs Tal geht eine kleine Holzbahn, die von weiter oben die Stämme ans Meer schafft. Dort scheint noch Hochwald zu sein. Heute morgen wanderte ich zwei Stunden das Tal aufwärts, erwischte dann einen solchen Zug und fuhr auf den Stämmen wieder talwärts.

Ein dicker Nebeltag, ununterbrochen tropft es von den Blättern der Bäume und die Spinnweben in den Kiefern glänzen wie lauter Perlen. Zurück liegen zwei schöne Wandertage. Vorgestern waren wir einer Steilschlucht gefolgt auf einen der umliegenden Berge, diese ging oben in eine phantastische Felswildnis über, in der nur noch ein Bär fehlte, um das Bild vollständig zu machen. Durch einige Felsen gewannen wir den Grat, wo wir einen herrlichen Überblick über die grünen Bergwellen nach Süden hatten. Weiter durch dichtes Gestrüpp zum höchsten Punkt, wo wir eine alte Befestigungsanlage entdeckten. Nach Norden ging der Blick ähnlich über endlose grüne Wellen. Gegen 19 Uhr machten wir uns an den Abstieg, und da keine Spur eines Weges zu finden war, wählten wir ein Tal ohne Felsabsätze, arbeiteten uns einhalb Stunden durch dichtestes Gestrüpp, Lianen, Rhododendren, Weigelen, Spiräen, und das alles verwachsen zu einer fast undurchdringlichen grünen Wildnis. Mal drüber, meist einem Wasserlauf folgend unten durch, Schritt für Schritt das Grünzeug auseinander biegend, so erreichten wir gerade vor Einbruch der Dunkelheit einen alten Köhlerweg, der uns in unser Tal hinunterführte.

Gestern fuhren wir mit der Holzbahn, sitzend auf einem kleinen Rollwägelchen eine Stunde das Tal aufwärts, das sich in vielen Windungen durch die steilen Waldhänge schlängelt. Bryantzeff malte, während uns ein Weg einlud, in ein größeres Seitental vorzudringen.

# Die erste Bierbrauerei in Tsingtau: Die Brauerei Landmann & Kell 1901-1903

Wilhelm Matzat

Geradezu weltbekannt ist heute die Tsingtao Brewery, die 1903 als Germania Brauerei von einer englisch-deutschen Aktiengesellschaft gegründet wurde und jetzt ihr Bier unter dem Namen „Tsingtao Beer“ in alle Welt exportiert. Was aber nur wenigen bekannt ist: bereits vorher hatte es dort eine Braustätte gegeben, die aber schon nach zwei Jahren ihren Betrieb wieder einstellen mußte.

Gottfried Landmann, 1860 in Lünen geboren, Uhrmacher und Optiker in Oberlahnstein, war bereits 40 Jahre alt, als er 1899 oder 1900 unverheiratet nach Tsingtau kam und dort ein Geschäft eröffnete. Es war dies nicht sein erster Auslandsaufenthalt, so hatte er auch einige Zeit in Südamerika verbracht. Das erste Adreßbuch Tsingtaus, erschienen im Februar 1901 mit dem Datenstand vom 15. Januar, führt unter Firmen auf: „G. Landmann. Export, Import, Spezialgeschäft für Uhren und Goldwaren. Geschäftslokal: Marktstraße. Filiale z. Zeit Peking.“ Die „Marktstraße“ war nichts anderes als die alte Hauptstraße des chinesischen Dorfes Tsingtau, und die Gebäude waren die ehemaligen Häuser der Fischer und Bauern, denen man inzwischen ihre Ländereien abgekauft und die man in die Dörfer weiter östlich umgesiedelt hatte. Landmanns erstes Geschäftslokal wird also so ein eingeschossiges Chinesenhaus gewesen sein. Ab 1899/1900 entstand nun westlich des Dorfes Tsingtau (dessen Häuser 1901/1902 abgerissen wurden) die neue Europäerstadt. Dort erwarb auch Landmann in der Prinz-Heinrich-Straße ein Grundstück, an der Ecke zur Albert-Straße gelegen. Hier erbaute er 1901 ein Haus, das zunächst nur zwei Geschosse hatte: im Erdgeschoß befand sich der Laden, im 1. Stock die Wohnung. Darüber ein Flachdach. Nun konnte er es sich leisten, seine Verlobte, die 27jährige Maria Goldschmidt, nach Tsingtau zu holen. Er fuhr ihr nach Shanghai entgegen, am 17. Dezember 1901 fand dort die Trauung statt in der katholischen Missionskapelle der St. Josef Institution.

Das zweite Adreßbuch, das am 18. September 1902 erschien, meldet zwei Firmen: „G. Landmann. Uhren-, Gold- und Silberwarenhandlung, optische Geräte etc. Geschäftslokal: Prinz-Heinrich-Str.“ Eine Filiale in Peking wird nicht mehr erwähnt. Dann weiterhin: „Landmann & Kell.

Bierbrauerei, Tientsinstraße. Inhaber: G. Landmann und Ludwig Kell, Braumeister.“

Bei den heute lebenden Enkeln von Gottfried Landmann sind außer einem ausgezeichneten Fotoalbum aus der China-Periode 1900-1909 keine schriftlichen Dokumente aus jener Zeit vorhanden. Immerhin enthält das Album ein Foto des Brauhauses. Über die Geschichte dieser Brauerei ist also fast nichts bekannt.



*Die Brauerei von Landmann & Kell in der Tientsinstraße in Tsingtau, 1901-1903*

Lediglich das wöchentlich erscheinende „Amtsblatt für das Deutsche Kiautschou-Gebiet“ erwähnt ganz nüchtern das Gründungs- und das Schließungsdatum und den Standort der Brauerei. Die Ausgabe vom 2. Februar 1901 meldet: „In das bei unterzeichnetem Gericht geführte Handelsregister ist unter No. 43 eine offene Handelsgesellschaft unter der Firma ‚Landmann und Kell‘ mit dem Sitze zu Tsingtau eingetragen. Ihre alleinigen Inhaber sind der Kaufmann Gottfried Landmann und der Braumeister Ludwig Kell, beide von hier. Tsingtau, den 22. Januar 1901. Das Kaiserliche Gericht von Kiautschou.“

Die im Amtsblatt erscheinenden Bekanntmachungen, neu gegründete oder abgehende Firmen und kommende Landversteigerungen betreffend, wurden auch jeweils in der damals in Tsingtau erscheinenden Wochenzeitung „Deutsch-Asiatische Warte“ veröffentlicht. In der Ausgabe vom 3. Februar 1901 ist zu lesen: „Landversteigerungen. Auf Antrag der offenen Handelsgesellschaft Landmann

und Kell findet am 14. Februar die öffentliche Versteigerung von Block O, Parzelle 2 statt. Lage des Grundstücks im Industrieviertel, westlich neben dem Elektrizitätswerk. Größe: 1489 qm. Mindestpreis: 1192,20 mex. Silberdollar. Benutzungsplan: Wohnhaus mit Schanklokal, dahinter Brauerei. Frist zur Ausführung: bis zum 1. Januar 1903. Gesuche zum Mitbieten sind bis zum 7. Februar einzureichen.“

Die Angabe „Industrieviertel“ macht deutlich, daß die Brauerei im Stadtteil Dabaodao, dem Viertel der chinesischen Geschäftsleute und Handwerker, errichtet werden sollte. Das sog. Industrieviertel bildete den westlich der Schantung-Straße gelegenen Teil von Dabaodao, wo ein Nebeneinander von Wohnungen und Produktionsstätten chinesischer und europäischer Firmen bestand. Die Katasterkarte (Maßstab 1 : 2.000) vom Februar 1902 erlaubt es, das Grundstück der Brauerei zu lokalisieren: auf der Südseite der Tientsin-Straße, direkt neben einem kleinen Elektrizitätswerk und genau gegenüber der Einmündung der Schansi-Straße. Die Katasterkarte zeigt nur ein Gebäude, direkt an der Straße, offensichtlich das Wohnhaus für den Braumeister Kell mit dem Ausschank. Das Brauhaus ist noch nicht eingetragen, es lag senkrecht dazu, wie man auf dem Stadtplan von 1906 im „Führer durch Tsingtau“ von Behme und Krieger erkennen kann.

Nachdem also am 14. Februar das Grundstück ersteigert worden war, scheint das Wohnhaus mit Schanklokal ziemlich schnell errichtet worden zu sein, denn das „Amtsblatt für das Deutsche Kiautschou-Gebiet“ meldet am 18. Mai 1901: „Bekanntmachung. Die Firma Landmann & Kell hat ein Gesuch um Gewährung der Konzession zum Betriebe der Schankwirtschaft neben den Elektrizitätswerken eingereicht.“

Die einzige weitere Nachricht, die wir derzeit besitzen, ist die lapidare Meldung im Amtsblatt vom 18. Juli 1903: „Die unter No. 43 des Handelsregisters eingetragene Firma ‚Landmann & Kell‘ ist gelöscht. Tsingtau, den 7.7.1903. Das Kaiserliche Gericht von Kiautschou.“ Wir kennen also von der Firma eigentlich nur den Geburtstag (22. Januar 1901) und den Sterbetag (7. Juli 1903). Immerhin ist sie nicht per Konkurs eingegangen. Die Ursachen, warum der Brauerei kein Erfolg beschieden war, kennen wir nicht. Laut Familientradition soll der Braumeister Kell nicht redlich gewirtschaftet haben.

Angesichts der potentiellen Nachfrage nach Bier in Tsingtau war die Brauerei Landmann & Kell viel zu klein konzipiert. Eine größere Anlage wäre aber wohl wegen der beschränkten Mittel von Land-

mann & Kell nicht möglich gewesen. Auch lag die Brauerei mitten in einem dicht besiedelten Gebiet mit geringen Expansionsmöglichkeiten. Schon nicht ganz einen Monat nach ihrem Erlöschen wurde am 15. August 1903 die „Anglo-German Brewery Company, Limited“ als Aktiengesellschaft gegründet, als Grundkapital waren 400.000 mexikanische Silberdollar vorgesehen, eingeteilt in 4.000 Aktien zu 100 \$. Man kann vermuten, daß Gottfried Landmann einige dieser Aktien erworben hat.

Das Grundstück und die Gebäude in der Tientsin-Straße haben er und Kell wieder verkauft. Auf der Katasterkarte von 1912/1913 ist vermerkt, daß Yü Tschen-hsi und Sung i-shan jetzt Eigentümer sind. Die neue, bedeutend größere Germania Brauerei wurde vernünftigerweise weit draußen vor der Stadt auf freiem Gelände errichtet. Das Amtsblatt, 4. Jahrgang, S. 212 meldet: „Die Anglo-German Brewery Company, Limited in Hongkong, Zweigniederlassung in Tsingtau, ist am 21. Dezember 1903 in das Handelsregister B eingetragen worden. Der Vorstand besteht aus 3-7 Personen. Geschäftsführer ist Kaufmann Heinrich Seifart in Tsingtau.“ (In heutiger Terminologie würde der Satz lauten: Der Aufsichtsrat besteht aus 3-7 Personen. Der Vorstandsvorsitzende ist Kaufmann Heinrich Seifart in Tsingtau.)

Das ist der derzeitige Wissensstand bezüglich der Brauerei Landmann & Kell in Tsingtau. Eine Durchsicht der Wochenzeitung „Deutsch-Asiatische Warte“ für die Periode Februar 1901 bis Juli 1903 könnte noch weitere Informationen liefern.

Den anderen geschäftlichen Tätigkeiten Landmanns hat das „Abenteuer Brauerei“ keinen Abbruch getan. Offensichtlich war er ein Mann von Risikobereitschaft und Phantasie. So hat er sich auch als „Verleger“ betätigt. Mehrere Firmen in Tsingtau stellten Postkarten mit Ansichten der Stadt her, darunter auch Landmann. Es gibt also Ansichtskarten, auf denen zu lesen ist: „Verlag G. Landmann, Tsingtau“. – Das Wohnhaus in der Prinz-Heinrich-Straße wurde ausgebaut. Es erhielt nun einen zweiten Stock und ein Dachgeschoß sowie ein Ecktürmchen mit Kuppel und Laterne. Dadurch wurde es ein wirklich stattliches Haus, das auch heute noch steht (Guangxi Road 27). In dem Türbogenfeld des Ladeneingangs sind noch die Initialen G und L zu sehen.

Überraschenderweise entschloß sich Landmann, seine Zelte in Tsingtau abzurechen und nach Deutschland zurückzukehren. Das Motiv ist nicht bekannt. Er schickte seine Frau und die drei in Tsingtau geborenen Söhne 1908 nach Hause und verließ im Mai 1909 ebenfalls die Stadt und ließ

sich in Oberlahnstein nieder. Dort wurden dem Paar noch drei weitere Söhne geboren. Sein Haus in Tsingtau verkaufte er nicht, sondern vermietete es. Die Japaner haben dann nach der Besetzung der Stadt Ende 1914 den gesamten

deutschen Grundbesitz beschlagnahmt und verkauft.

Am 16. August 1926 ist Gottfried Landmann gestorben. Seine Frau Marie, geboren 1874, starb 1960.

## **Mit dem Kanonenboot „Vaterland“ auf dem oberen Yangtse**

### **Eine Erinnerung aus dem alten China der Vorkriegszeit**

#### **2. Teil**

**Ernst Boerschmann**

Nach einer Woche kam auch hier der Abschiedstag heran. Am Vorabend wurde das Gepäck an Bord gebracht und verstaut, meine Begleiter, der Dolmetscher Du, der Boy und der Koch, erhielten schon ihre Schlafplätze bei den Matrosen zugewiesen, ich selbst schlief noch die letzte Nacht im Konsulat (*Tschungking*) und begab mich in aller Frühe zum Bootsplatz am Ufer. Welche Überraschung! Der Strom, der bisher breit, aber majestätisch dahingeflossen war, war in den wenigen Stunden über Nacht stark angeschwollen, fast vier Meter höher als am Tage vorher, hatte die flachen Uferländer auf beiden Seiten überschwemmt und sich ungeheuer verbreitert. Die Wassermassen brodelten und sprudelten, hatten an den Ufern alle die leichten Buden und Hütten fortgerissen, die dort immer wieder schnell errichtet zu werden pflegen, auf dem Strome trieben Teile von Gebäuden, von Wracks und allerlei Dinge, die von den Fluten noch weiter oberhalb losgerissen und zerstört waren, bunt durcheinander. Die „Vaterland“ hatte drüben weiter am neuen Ufer festgemacht und folgte beständig unter großen Schwierigkeiten dem steigenden Wasser zum Rande hin. Sie schien doppelt so weit von dem Stadtufer entfernt wie gestern. Die chinesischen Fährleute brachten uns geschickt über die gefährliche und aufgeregte Wasserfläche an Bord der „Vaterland“. Als bald kamen die Kommandos. Ein glänzendes Wendemanöver um die Anker quer zur rasenden Strömung, dann: „Anker auf! Leinen los! Große Fahrt voraus!“ In großem Bogen so ging es in den brausenden Strom und mit der Strömung zu Tal.

Mit großer Geschwindigkeit flogen wir vorbei an den Bergen und Dörfern, überholten losgerissenes Holzwerk und ganze Dächer, ja selbst Hütten, die im Wasser trieben und an denen sich noch zuweilen Menschen und Haustiere angeklammert hielten. Aber wir konnten nicht helfen. Unaufhaltsam

ging die Fahrt. Größte Aufmerksamkeit war notwendig. Die Offiziere und Maate, die beiden chinesischen Lotsen und unser Steuermann waren jede Sekunde angespannt, um die genaue Fahrtrichtung zu bestimmen und einzuhalten, um vor allem die tückischen Klippen zu vermeiden, die unsichtbar unter uns lauerten. Nur die größte Erfahrung konnte hier vor einer ganz plötzlichen Katastrophe retten.

„Das ist ja eine nette Bescherung“, sagte Trapp, als endlich unser Boot eine Zeitlang sicheres Fahrwasser hatte und wir uns etwas unterhalten konnten. „Ein so plötzliches Hochwasser ist selbst für die verrückten Verhältnisse hier auf dem oberen Yangtse ungewöhnlich. Das Böseste kommt aber noch bei den Katarakten, die wir weiter unterhalb zu passieren haben. Besonders die Große-Tiger-Schnelle, der Tahutan, ist bei diesem Wasserstand besonders lieblich. Nun wollen wir aber hier oben auf der Brücke wenigstens uns etwas stärken. Und dann machen wir, wie ich Ihnen versprochen, bald Zwischenstation in Fengtu, damit Sie dort den berühmten Tempel der Unterwelt besuchen können!“

Jeder Mann blieb auf seinem Posten. Mit Staunen sahen meine Begleiter die prächtige Manneszucht an Bord, wie alle Befehle mit der größten Genauigkeit und Ruhe ausgeführt wurden, wie alles andere an Bord seinen gewohnten Gang ging, als ob es keine Gefahr gäbe. Die unerschütterliche Ruhe der chinesischen Lotsen paßte gut zu der Selbstsicherheit der deutschen Seeleute. Überall trafen wir auf chinesische Dschunken und Boote, große und kleine, aber meist lagen sie sicher an geschützten Stellen und warteten ein ruhigeres Wasser ab. Nach siebenstündiger Fahrt wurde in Fengtu, einer kleinen Stadt, beikedreht und geankert. Hier bewilligte der Kommandant einen längeren Aufenthalt für die Besichtigung der berühmten Tempelanla-

gen, in denen eine ungeheure Menge von Göttern durch Pilger aus ganz China verehrt wird und wo man uns an einem tiefen Schacht den Eingang zur chinesischen Unterwelt zeigte.

Nun spielte sich unser gemütliches Bordleben ein. Ich schlief in der kleinen Messekabine auf dem schmalen „Sofa“, dem einzigen Polstersitz auf dem Schiff, die Begleiter waren bei der Mannschaft untergebracht, und besonders mein aufgeweckter und gebildeter Dolmetscher Du, der fließend Deutsch sprach, war bald der Freund der ganzen Besatzung von fünfundvierzig Köpfen und mußte den Matrosen endlose chinesische Grüße in die deutsche Heimat verfassen. Auch der mutwillige Tim, der seine kleine Katzenfeindin nie mehr zu Gesicht bekam, so sehr er auch überall nach ihr fahndete, wurde der erklärte Liebling aller Blaujacken. Aus dem Messeraum der Mannschaft erklangen frohe Gesänge und Spiel von Harmonika und chinesischer Laute.

Nach zwei Tagen hieß es: „Anker auf!“ Weiter ging es den Strom hinab, der noch keineswegs an Gewalt verloren hatte, ja, noch mehr gestiegen war. Die schönen Landschaftsbilder der Windungen und der Ufer des Stromes flogen unaufhaltsam an uns vorbei, aber unvermindert war wieder die Spannung auf der Ruderbrücke und dem ganzen Schiff. Trotzdem ließ der Kommandant noch einmal, dazu an gefährlicher Stelle, das Boot beidrehen und warf Anker aus, an einem Dorf mit einem riesigen Felsen, der steil in die Luft ragt und gleichfalls als Heiligtum berühmt ist. Für zwei Stunden wurde ich an Land gerudert und durfte den Felsen besteigen. Dann ging es weiter. Nun war an Bord alles klar gemacht für den äußersten Fall. Denn alsbald galt es den gefürchteten Tiger, den Tahutan, zu bezwingen. Da mußte man auf alles gefaßt sein. Die ganze Reling war umsäumt mit Rettungsgürteln, für jeden Mann sofort zu greifen im Falle der Not. Der Lazarettraum am Bug des Schiffes war von den wenigen Kranken geräumt, diese selbst waren nahe den Ausgängen untergebracht. Die Schotten geschlossen. Die gesamte Mannschaft, mit Ausnahme des Maschinenpersonals, war auf dem Deck verteilt, auf allen Gesichtern las man die Spannung, und doch bewahrten alle Gleichmut und gute Haltung. Trapp erläuterte:

„Dieser Katarakt zwingt sich in sehr unangenehmer Weise durch Felsmassen, die mitten im Strombett aufgetürmt sind und nur eine ganz schmale Durchfahrt lassen, in der man überflüssigerweise auch noch eine Wendung machen muß. Dazu kommen die ungeheuren Strudel und Wirbel, die auf jedes Boot drehend wirken, natürlich immer gerade nach der falschen Seite. Unsere eigene

Geschwindigkeit beträgt 10 bis 12 Seemeilen, die Strömung in der Schnelle selbst ist mindestens ebenso stark. Wenn wir mit einer Fahrt von etwa 22 Meilen gegen einen Felsen laufen, dann dauert es nur Sekunden, bis wir in Stücke sind. Wir vertrauen aber auf uns und unsere gute Maschine und das Ruder. Auch auf unseren Rudergast!“



Eingang zum Tempel der mütterlichen Göttin in Fengtu, 1908  
Quelle: Boerschmann, *Baukunst und Landschaft in China*, 1926, S. 164

Dabei blinzelte er diesem zu, dem Obermatrosen Schmidt, der als der beste Steuermann bekannt war und mit Vorliebe bei schwierigen Stellen an das Steuerruder gestellt wurde. Ein Lächeln huschte über dessen Züge, doch nicht einen Augenblick ließ seine Aufmerksamkeit nach. Denn, nach einigen kleineren Schnellen, die wir soeben passiert hatten, kündigten eine ferne finstere Schlucht und ein merklich schnellerer Lauf der Strömung nunmehr die Nähe der Entscheidung an. Aus dem Rauschen der Strömung hob sich bereits das Donnern des hochgeschwollenen Kataraktes heraus, der zwischen den unwahrscheinlichen Felsen dort vorne herabstürzen mußte und von hier aus nicht die geringste Durchfahrt erkennen ließ. Nun übernahm der ältere chinesische Lotse das Kommando allein. So viel hatte er schon in den Jahren seines Dienstes an Bord von deutscher Navigation gelernt. Kommandant und Offizier standen ihm unmittelbar zur Seite. Schneller glitt das Schiff mit großer Fahrt scheinbar gerade auf einen hohen Felsen zu. Wie stets bei solchen kritischen Augenblicken, herrschte absolutes Schweigen, nur die Kommandoworte ertönten. „Steuerbord.“ „Noch zwei Strich.“ „Geradeaus.“ Wir holten offenbar von rechts heran auf, schräg in die Rinne hinein, die nun sichtbar wurde, doch in sich wieder eine Biegung machte. „Backbord.“ „Noch zwei Strich.“

„Geradeaus!“ Wir schossen schon an Felsen vorbei und waren im Gischt. „Steuerbord.“ „Steuerbord!“ – „Hart Steuerbord!!“ Man sah, wie Schmidt das Ruder ganz herumgelegt hatte bis zum äußersten. Das Schiff drehte immer weiter nach links, auf die Uferfelsen zu. „Hart Steuerbord!“ kommandierte der Lotse erneut. Das Schiff wieder weiter nach links. Nun verließ für eine Sekunde selbst den Kommandanten die Ruhe. „Zum Donnerwetter, Steuerbord!“ — „Das Ruder liegt hart Steuerbord“, kam es unerschütterlich und ruhig vom Ruderrad zurück. „Äußerste Kraft“ kommandierte Trapp. Fast sofort nach dem Signal durchzitterte den Schiffskörper die verstärkte äußerste Arbeit der Schiffsschrauben. Wir fühlten Hilfe durch die neue Kraft, und ganz kurz vor dem todbringenden Felsen gehorchte das Boot, langsam zuerst, dann schneller, dem Ruder und überwand den kreisenden Wirbel der Schnelle, der uns fast den Untergang gebracht hatte. Wir kamen frei vom Tiger, schossen über die letzten Wellenstufen der Schnelle und gelangten in das breite Unterwasser. Das ganze war ein Werk von höchstens zwei Minuten gewesen. Erleichterte Blicke gingen von Mann zu Mann, indessen, als ob nichts geschehen, stellte man gleichmütig die alte Ordnung im Schiff wieder her, das Leben auf der Fahrt ging seinen gewohnten Gang. Doch als wir unser Ziel, die schöne Stadt Wanhien [heute: Wanxian], wo die „Vaterland“ für die nächsten Wochen stationiert bleiben sollte, erreicht und auf der anderen Seite des glatten, breiten Stromes geankert hatten, da fanden wir uns in der Messe am Abend zusammen und feierten ausgiebig die letzten Erlebnisse, die ja immer erst besonders schön erscheinen, wenn sie mit wirklichen Gefahren verbunden gewesen sind. Der nächste Morgen bot ein ganz verändertes Bild.



Die „Blasebalgschlucht“ unterhalb Kueichou,  
Blick Yangtse abwärts, 1908

Ebd., S. 183

Der Strom war plötzlich in der Nacht wieder stark gefallen. Wo gestern um uns noch glatte Wasseroberfläche gewesen war, ragten in der Nähe zahlreiche Klippen aus dem Wasser heraus, und gerade vor unserem Bug, stromauf, kaum 50 m entfernt, begann ein gewaltiger Felsen drohend sein Haupt zu erheben und wuchs schon am nächsten Tage zu der ungeheuren Höhe von 8 m empor. Über ihn waren wir bei unserer Ankunft glatt hinübergefahren. So sicher waren die Lotsen ihrer Sache gewesen, so groß aber ist die Gefahr für alle, die nicht ganz genau vertraut sind mit den Tücken des Flusses. Selbst an breiten Stellen steigt er in kürzester Zeit um 20 bis 30 m, und es gibt einzelne Punkte, an denen er zuweilen bis 60 m Höhe anschwillt. Wir mußten natürlich die Ankerstelle der „Vaterland“ immer weiter vom Ufer fort gegen die Flußmitte verlegen, kamen aber doch bald einigermaßen zur Ruhe.

Fast eine Woche wurde ausgefüllt mit Studien, Ausflügen in die Stadt, die damals noch ein wahres chinesisches Schmuckkästchen darstellte, heute aber in den Kämpfen der Chinesen untereinander und durch die Beschießung der Engländer i. J. 1926 stark gelitten hat. Gerade in jenen Tagen, in denen wir dort ankerten, fand das Ereignis statt, das der eigentliche Anlaß wurde für die chinesische Revolution, die nach drei Jahren, i. J. 1911, ausbrach und bis heute noch nicht abgeschlossen ist. Zu unserer Bestürzung erhielten wir nämlich die telegraphische Nachricht von dem fast gleichzeitigen Tode der alten Kaiserin-Mutter und des chinesischen Kaisers selbst [gest. am 15. bzw. 14. November 1908]. Die chinesischen Behörden gerieten in große Aufregung und prophezeiten ernste Verwickelungen. Auch unser Kommandant bereitete sich auf ernste Fälle vor, erwog vor allem die geregelte Beschaffung von Kohle und Proviant. Bald nach dem Eintreffen der Nachricht erhielten wir den Besuch des Kreisbeamten der Stadt. Er besichtigte das Schiff, ließ sich auch die Kanonen erklären und mag wohl bei sich gedacht haben, daß diese, die ja an sich eine unerwünschte Drohung gegen seine Landsleute und gegen ihn selbst bedeuteten, ihm dennoch in den kommenden Wirren vielleicht selbst Schutz gewähren könnten. Dazu kam es damals allerdings nicht. Nach mehreren Jahren aber suchten geflüchtete hohe chinesische Beamte wirklich Schutz bei uns Deutschen vor ihren eigenen Landsleuten, und zwar in unserem alten Pachtgebiet Tsingtau, das wir später im Weltkrieg verloren haben.

Inzwischen war unser Leben an Bord mit den Offizieren und Mannschaften ganz vertraut und selbstverständlich geworden. Wir, das heißt ich selbst

und meine Begleiter, schienen schon ganz dazugehören und fühlten uns überaus wohl, nicht zum wenigsten auch durch die vorzügliche und reichliche Verpflegung, die aus der Küche in die Messen geliefert wurde. Dolmetscher Du schloß Freundschaft mit einer Reihe der Matrosen. Unter ihnen herrschte ein ganz vorzüglicher Geist, wie man ihn sich gar nicht besser wünschen kann im fernen Lande auf einer Station, die dauernd eintönig ist und so eigenartige Verhältnisse bietet. Und in der Offiziersmesse, die zur Not gerade vier Plätze bot, kannte auch ich mich nachgerade aufs beste aus. So dachte ich denn etwas wehmütig an den Abschied, doch ich mußte fort, neue Aufgaben harrten meiner, denn ich wollte schon in zwei Monaten in Canton sein, im äußersten Süden von China. Ich gab den Auftrag, ein mittelgroßes Reiseboot für den übernächsten Tag zu mieten, um mit ihm weiter zu fahren, den Yangtse abwärts.

Da kam noch in letzter Stunde die Katastrophe, die wir bisher so glücklich vermieden hatten. Wir plauderten nach dem Frühstück noch in der Messe, als der Obermaat schnell hereintrat und kurz meldete: „Soeben hat Tim unsere Katze umgebracht!“ Also war es doch geschehen. Ich sah den verhaltenen Grimm und Schmerz in den Zügen des Kommandanten, war aber selber so niedergeschlagen über den peinlichen Vorfall, daß ich kaum ein erstes kurzes Wort des Bedauerns herausbringen konnte. Wir eilten hinaus, es war aber nichts mehr zu machen. Eine kleine Unachtsamkeit der Mannschaft, die ihre Kombüsentür kurz hatte offen stehen lassen, und der ewig lauende Terrier hatte mit Blitzesschnelle das Kätzchen erwischt und ihm durch einen Biß ins Genick den Garaus gemacht. Als ich aber Tim strafen wollte, hinderte mich der Kommandant selbst daran, weil ja doch die Matrosen mitschuldig wären. Höflich und selbstbeherrschend ließ er mich auch weiterhin sein Unbehagen über den Verlust seines Talismans nicht fühlen, suchte vielmehr mit doppelter Liebenswürdigkeit den Vorfall vergessen zu machen. So blieb ich in seiner Schuld.

Für den nächsten Abend wurde die Ankunft meines chinesischen Reisebootes avisiert. Es sollte erst einmal zur Vorbesichtigung längsseits der „Vaterland“ gehen, die außen gerade ein neues funkelweißes Kleid erhielt. Alles roch nach Farbe, und die Maler umgaben in den Beibooten das Schiff. Die Dunkelheit war hereingebrochen, die Arbeit außen eingestellt, wir saßen in der Messe beim Abendessen. Eine Dschunke wurde gemeldet, die sich dem Schiff näherte. Es mußte die meine sein. Und wirklich hörten wir alsbald ein Ge-

räusch wie vom Anholen der Dschunke, unmittelbar darauf aber den durchdringenden Ruf des Unheils: „... über Bord!“ Sofort stürzten wir hinaus, aber noch in der Tür meldete ein Matrose: „Der Hund Tim über Bord!“ Nun durchfuhr mich der Schreck. Wie es meist bei solchen plötzlichen Gefahrenmomenten geschieht, so durchlebte ich jetzt im Bruchteil einer Sekunde die schmerzlichen Bilder, die sich in den nächsten Minuten abspielen mußten: mein lieber Tim, der treue Wandergefährte durch ganz China jetzt schon im dritten Jahr, mit der rasenden Strömung im erbarmungslosen Fluß in die Nacht hinausgetrieben, mit den Fluten kämpfend, bald hoffnungslos versinkend, für mich verloren! Doch schneller noch als meine Gedanken kamen die Kommandos des Kommandanten: „Boje aus! Boot aussetzen! Hund retten!“ Und schon waren die Manöver im Gange. Über die Reling blickten wir in die dunklen Fluten, ich mit einem Schimmer von Hoffnung. Da, ein Rufen vom Heck her, von der Wasserfläche: „Wir haben ihn. Tim ist hier!“

Was war geschehen? Die Dschunke hatte sich uns genähert, der Hund, begeistert über das interessante neue Ereignis, war von Bord sogleich nach ihr gesprungen, aber in der Dunkelheit zu kurz, ins Wasser gefallen und sogleich abgetrieben. Ein glücklicher Zufall ließ zwei Matrosen in kleinem Boot am Heck noch eine späte Arbeit verrichten. Sie wurden durch das Rufen aufmerksam, sahen einen Gegenstand undeutlich hart an sich vorbeitreiben, und der eine packte ihn mit sicherem Griff. Es war Tim. Er war gerettet. Der Schreck saß mir noch in allen Gliedern, als wir alle schon lachend die glückliche Rettung feierten, als ich dem Kommandanten dankte, der für den Missetäter, der ihm so Übles angetan, hochherzig alles aufgeboten hatte, was in seiner Macht stand, und als ich danach die Matrosen für ihren raschen Entschluß belohnte. Tim kam an Bord, schüttelte seine Nässe ab, tat, als sei nichts vorgefallen, und der gute Hektor stand blöde dabei.

Die Dschunke war recht. Am nächsten Morgen wurde das Gepäck übernommen, noch vervollständigt durch einen Schmalztopf und andere Leckerbissen, die mir der Schiffskoch mitgeben durfte, ein herzlicher Abschied von Offizieren und Mannschaft, von jedem einzelnen, wir stiegen über, die Tauen fielen, ein Winken und Grüßen, und schnell entführte uns die schnelle Strömung des Yangtse dem schmucken deutschen Schiff und den lieben Kameraden. Es ging weiter in das alte China hinein.

# Aus meinem und meiner Familie Leben

## 2. Teil

Fritz Sommer

1909 reiste die ganze Familie zum Besuch der Großeltern nach Deutschland. Wir waren damals drei Jungen im Alter von drei, zwei und einem Jahr. In Hamburg wohnten wir im Hotel Atlantic mit Boy und Ama. Die Ama hatte zehn primitive irdene Krüge mit Ingwer bei sich, auf die sie nicht verzichten mochte und die zwischen den eleganten Mädler-Kabinenkoffern Furore machten. Die Ama war ein echter Drache. Mit ihren Krüppelfüßchen auf der Bettdecke ihres Hotel-Himmelbettes liegend fand Mutter sie eines Tages schnarchend vor. Als wir wieder in Tientsin zurück waren, meinte sie: "Hambum Atlantic Hotel vely good"; und als am 24. Dezember unser Weihnachtsbaum brannte, erschien die Ama mit einem großen Tablett voll mit Messern, Gabeln und Löffeln. Mit den Worten "Christmas come, Christmas come" präsentierte sie uns das Tablett. Auf allen Besteckteilen stand eingraviert „Hotel Atlantic Hamburg“. Vom Vater zur Rede gestellt, antwortete sie nur "Maski (macht nichts) Master, Atlantic Hotel have got plenty."

Der Drache hatte aber auch in Bremen Krallen und Schnabel gezeigt. Sie ging mit uns drei Jungen im Bürgerpark spazieren. Der Kleinste mußte abgehalten werden. Ein Schutzmann trat auf sie zu mit Pickelhaube, Säbel und Schärpe und machte sie im Befehlston darauf aufmerksam, daß dies hier verboten sei. Darauf herrschte sie ihn an: "You belong policeman, you know policeman pidgin (Angelegenheit; Aufgabe). My belong ama, my know ama pidgin. You do your pidgin, I do my pidgin." Dem schwerbewaffneten Ordnungshüter blieb nur der Rückzug: Es gab offenbar andere Ordnungsvorstellungen, denen er sich nicht gewachsen fühlte.

Beim Hotel Atlantic müssen wir einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen haben. Als Vater 1919 – also immerhin zehn Jahre später – nach unserer Repatriierung wieder dort eintraf, begrüßte ihn der Portier im grauen, vornehmen Cut und Zylinder mit den Worten: „Guten Tag, Herr Sommer.“

Zurück nach China. Eine besonders enge Freundschaft verband uns mit der Familie von Hanneken. Vater Constantin von Hanneken (in unserem Hause „Tinus“ genannt) spielte damals die führende Rolle unter den in China ansässigen Europäern. Er

war der Sohn eines preußischen Generals. Als Artillerieleutnant hatte er einmal mit einem Kameraden eine Kneipe aufgesucht. Als sie herauskamen, wurden sie – es war die Zeit der Sozialistengesetze – von drei „Sozis“ angerempelt. Die Leutnants wehrten sich und verdroschen die Angreifer nach Strich und Faden. Beide mußten daraufhin ihren Abschied nehmen, denn: „in Uniform prügelt man sich nicht“. So streng waren damals die Bräuche! Hanneken ging dann nach China, ebenso unternehmungslustig und risikobereit wie später mein Vater. In China erwarb er das Vertrauen des damaligen Vizekönigs des Nordens Li-Hung-Chang, der eine Armee nach preußischem Muster aufbauen und China nach Westen öffnen wollte. Die Parallele zu Deng Hsiao Ping ist unverkennbar. Diese militärische Aufgabe übernahm und löste Hanneken. Es blieb aber nicht dabei. Er erfüllte auch den Auftrag, für die Chinesen einen geeigneten Kriegshafen zu finden und auszubauen: Es ist das heutige Daischo, damals Port Arthur. Die Wahl des geeigneten Ortes, Design und Engineering für den Bau der Festung sind die Leistungen von Hanneken. Er beschäftigte einen jungen amerikanischen Architekten namens Arthur, der ihm bei Detailarbeiten assistierte und die dieser dann mit seinem Namen „Arthur“ abzeichnete. Das später berühmt gewordene Port Arthur müßte eigentlich „Port Hanneken“ heißen.

Hanneken gewann auch im Auftrag der Chinesen zum ersten Mal seit etwa zweitausend Jahren (?) wieder eine Schlacht, und zwar am Yalu-Fluß, der in unserer Zeit wieder Geschichte gemacht hat. Als Dank erhielt er von der chinesischen Kaiserin eine der höchsten Auszeichnungen: die Reiterjacke der Mandarine und außerdem die Konzession zum Abbau von Kohle in Shantung.

Vater pflegte zu sagen: „Der Hanneken kann alles, nur keinen größeren Betrieb finanziell dirigieren, will er auch nicht. Aber er weiß das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden. Und wenn er meint, ‚die Koofmichs sind doch fast alle halbe Betrüger‘, hat er damit er gar nicht mal ganz unrecht.“

Für den kaufmännischen Part machte Hanneken, ohne zu zögern, unseren Vater zu seinem Partner – womit er bei der Auslegung seiner Worte „fast“ und „halb“ wieder einmal bewies, daß er das We-

sentliche vom Unwesentlichen tatsächlich wohl zu unterscheiden wußte.

Beide haben gemeinsam eine große Pionierleistung vollbracht. Zunächst wurden zwei Schächte („Constantin“ und „Fritz“) abgeteuft, später auch noch ein dritter (nach den beiden Ehefrauen natürlich „Elsa“ genannt). Die Tagesförderung betrug am Ende der Betriebszeit ca. 6.000 t, was einer Jahresförderung von etwa zwei Millionen Tonnen entspricht, eine selbst für Zechen an der Ruhr beachtliche Leistung. Sogar eine kleine Kokerei wurde erstellt.

Die Mine war eine Goldgrube. Hauptabnehmer war Japan, das bekanntlich weder über Kohle noch über Erzvorkommen verfügt, deren Besitz aber die wesentliche Voraussetzung für jede Großmachtstellung bildet (Öl spielte damals ja noch keine Rolle). Unsere Ching-hsing-Kohle war sogar hervorragend geeignet zur Verkokung und damit für die Stahlindustrie von großem Wert. Das Schlüsselpersonal bestand aus deutschen Steigern. Man mußte viel improvisieren. Ein Problem war z.B. das Holz, das man beim Vortrieb der Flöze benötigte. Man löste es, indem man Tausende von Akazien pflanzte, die innerhalb von drei Jahren so kräftige Stämme hervorbrachten, daß man sie als Grubenstempel verwenden konnte.

1917 beim Eintritt Chinas in den Krieg gegen Deutschland wurde die Mine entschädigungslos enteignet. Später bekamen wir die Hälfte zurück. „Aber das ist wieder eine andere Geschichte“, würde Kipling sagen.

Wie lebten die Eltern und dann später auch wir in China? Wir hatten drei Boys: Kwansidde (Number One Boy) – eine Art Oberfeldwebel über das gesamte Personal, einen zweiten Boy Dalali und den „kleinen“ Boy, drei Köche, vier „outside“ Ma-fus, die Uniform trugen und auf dem Kutschbock des offenen Wagens oder der geschlossenen Wagen saßen, eines zweirädrigen dog-carts und eines Jagdwagens (die Vater gerne selbst kutschierte – er konnte sogar „six in hand“ fahren). Hinzu kamen noch zwei bis drei washermen, zwei Rikscha-Kulis und, je nach Pferdebestand, zehn bis zwanzig Ma-fus für Vaters Pferd, drei Kinderponys und Nüts Lüdse (*ein Esel*). Der Rennstall lief extra. Solange wir klein waren, hatte natürlich jeder von uns seine Ama. Später hatten wir mehr oder weniger gebildete Kinderfräulein aus Deutschland.

Wir hörten gleichzeitig vier Sprachen: Deutsch, Englisch (von den vielen englischen Freunden), Chinesisch und Pidgin-English. Der Ausdruck Pidgin-English kommt von Business-English, wobei „pidgin“, wie oben schon einmal erwähnt, etwa „Angelegenheit“ oder „Aufgabe“ meint. Das engli-

sche „R“ wird übrigens wie „L“ ausgesprochen. Hier ein paar Kostproben dieses Gemischs aus chinesisch-englischer Denkkungsart mit weiteren fremden Elementen:

My no ßaveh (aus franz. „savez-vous?“)

= ich weiß nicht

he belong my lagy flend (large friend)

= er ist mein guter Freund

outside beaty-beaty, inside noisy-noisy

= Klavier

he lead big book man = er ist ein Gelehrter,

ein Mann, der dicke Bücher liest

singsong girl = Sängerin

look-see pidgin = Augenwischerei

Yes, Tai-tai, my waiting you = Nibelheim

outside kai-mendi house = draußen vorm

Pförtnerhaus.

Darum die Entscheidung unserer Eltern: Chinesisch ist so schwer, daß man ihm sein Leben weihen müßte. Kinder müssen aber mit dem Sprechen denken lernen. Das kann man letztlich und am präzisensten nur in einer Sprache. Die Richtigkeit dieser Erkenntnis wurde mir 75 Jahre später bewußt, nämlich in der Zeit der Ölkrise:

Ich hatte ein Symposium zu leiten, an dem auch ein chinesischer Besucher teilnahm, der einen Vortrag hielt. Immer wieder stolperte er in seinem an sich guten Vortrag bei der Darstellung der „Ölkrise“, die in aller Munde war. Von mir gefragt, ob es im Chinesischen kein Wort gebe für Krise, erwiderte er: „Nein.“ – „Wie würden Sie es denn übersetzen?“ – Antwort: „Mit Risiko und große Chance“. Damit war alles gesagt; die Geschichte hat der chinesischen Denkart Recht gegeben. Man fand Öl in der Nordsee und anderen Orten. Die Krise eröffnete die risikoreiche, aber große Chance.

Die Eltern waren durch ihre dreißigjährige Anwesenheit in China auch sprachlich infiziert. Mein Vater sprach gelegentlich germlish, ein Mischmasch aus Deutsch und Englisch, z.B. „Da hat doch dieser Idiot seine ganzen Properties und Title Deeds der Tug and Lighter Company verpawnt.“ Statt Hektar sagte er „Mu“, statt Kilometer „Li“.

Das Leben in Tientsin war belebend international. Es war eine Zeit hohen wirtschaftlichen Wohlstandes. Die Nationen verstanden sich zumal in China besonders gut. Das gemeinsame Erlebnis des gegen die „weißen Teufel“ gerichteten Boxeraufstands im Jahre 1900 hatte sie zusammengeführt. Man lebte in der deutschen, englischen, russischen usw. „Niederlassung“ (in den Settlements) mit eigener Gerichtsbarkeit und eigener kleiner Garnison aktiver Truppen, sog. Detachments. Auch hatte jede Kolonie ihr eigenes Volunteercorps. Jeder wehrfähige Mann hatte Uniform, Waffe und Muni-

tion bei sich zu Hause wie heute noch in der Schweiz.

Das internationale Leben war auch am Tage sehr lebendig durch die Reit-, Polo- und Tennispartys, vor allem mit den englischen Freunden. Natürlich hatten wir einen Tennisplatz vor dem Haus, sowohl in Tientsin als auch in Peitaiho. Jeden Nachmittag gab es Tennismatches. Ballboys standen zur Genüge zur Verfügung. Das damalige Tennisspiel unterschied sich allerdings sehr von dem heutigen. Die Herren spielten in langen weißen Hosen, die Damen in bodenlangen Röcken, mit großem Sonnenhut und weißen Handschuhen. Frau Behaghel trug sogar einen Sonnenschirm in der linken Hand. Das Spiel begann, indem der Aufschläger ein höfliches "please" hören ließ; dann durfte er servieren. Man schlug nicht auf, sondern servierte.

Im Mixed mußten die Herren, wenn sie gegenüber einer Dame servierten, besonders schwach aufschlagen. Frau Behaghel mußte mangels dritten Arms ihren Schirm, wenn sie Service hatte, natürlich abgeben. Der kleine Balljunge hielt ihn aber weiter über sie, bis er gelernt hatte, daß er sofort hinter der Grundlinie zu verschwinden hatte. Richard Strauss' „Die Frau ohne Schatten“ kannte er natürlich nicht.

Mutters Verhältnis zu Pferden war problematisch und ergab wohl die einzige Dissonanz im ansonsten gesegnet glücklichen Miteinander unserer Eltern. Das Pferd war für sie nicht wie für ihren Ehemann „Freund und Helfer“, sondern eher eine gezähmte Bestie mit einem eingebauten, ähnlich einem Vulkan, unvorhersehbar aktiv werdenden Schleudersitz.

Die ersten Reitversuche machte Mutter in weiser Voraussicht unseres Vaters auf einem chin-lausche (sehr „artigen“) Pony auf dem weichen Sandstrand von Peitaiho. Mutters musikalischer Schulung in Harmonie und Kontrapunkt Rechnung tragend, legte Vater die Reitschule entsprechend gleichsam in modifizierter Sonatenform an. Der erwähnten einzigen Dissonanz bewußt, ließ er die erste Stunde sinnigerweise – wie Mozarts Dissonanzenquartett! – beginnen mit einem Adagio und dann sich steigern über ein Andante zum Allegro ma no troppo, alles aufgebaut auf dem etwaige Schleudersitzaktivitäten abfedernd ausgleichenden Kontrapunkt des weichen Untergrunds. Auf das Presto als Coda hatte er vorsorglich-liebevoll verzichtet.

Das aber sah der Number One Mafu (der Erste Pferdeknecht) als eine Herabsetzung seiner pau-ma-Taitai („pferdrasenden Herrin“) an und griff zu einer List, die Odysseus alle Ehre gemacht hätte: In Anlehnung an den Rhythmus der Aufstellung in den berühmten Minggräbern stellte er im Abstand von etwa jeweils 60 m seine Unter-Mafus A, B, C, D und E auf. Sie standen da, ein jeder bewaffnet mit einer großen leuchtenden Mohrrübe. Er vermutete, daß Mutter von ihrer Gerte als dem geeignetsten Antriebsmittel bei ihrem besonders artigen



Internationale Veranstaltung in Tientsin, vor 1912

Quelle: StuDeO-Fotothek P4136

Pony kaum Gebrauch machen würde. Rübenschenkend rief nun A den Namen des Ponys, dann B und so weiter. Zwischen D und E endete dann Mutter im Presto am tiefsten Intervall des Kontrapunktes: in der Fermate des zum Glück weichen Sandes von Peitaiho.

Die Musik spielte in unserem Hause eine große Rolle. Mutter spielte wundervoll Klavier und mußte häufig bei Wohltätigkeitsveranstaltungen auftreten. Ihre Stärke war das Zartlyrische, zumal dasjenige Chopins.

Ab 1914 erhielt ich Geigenunterricht und bekam zu Weihnachten meine erste Geige geschenkt. Neugierig sah ich in das linke F-Loch, und zu meinem Erstaunen las ich „Antonius Stradivarius Cremonensis faciebat 1731“. Mein Vater riß mich allerdings aus meinen entzückten Träumen, indem er mich aufklärte: „Nein, mein Junge, das ist keine Stradivari, damals gab es noch keine Gummistempel.“

Im Jahre 1917 hatte ich mein erstes musikalisches Erlebnis. Ein „Violinvirtuose aus Europa“ war angekündigt. Ich durfte das Konzert besuchen, „um Ideale zu bekommen“. Meine Brüder waren ebenso herzlich aufgefordert mitzukommen, weigerten sich jedoch mit den Worten: „Nein, zwei Stunden dieses Gequietsche!“ Sie kannten natürlich nur mein Geigenspiel. Die Gordon Hall war ausver-

kauft. Es waren auch einige Chinesen unter den Zuhörern. Am nächsten Tag baten sie den Geiger, ob er nicht einmal ein Konzert nur für Chinesen geben könne. Sie würden für eine volle Gordon Hall sorgen. Er akzeptierte und hatte einen großartigen Erfolg mit seinem zweiten Konzert. Der Violinvirtuose war – Fritz Kreisler. Das war der Durchbruch der europäischen Musik in Ostasien. Mein musikalisches Valmy; frei nach Goethe: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Musikgeschichte aus. Und Ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.“

Die Musikwelt war aufgewühlt durch das Phänomen Wagner. Es war die Zeit des Wagner-Kults und der Wagner-Verdamnis. Mutter hieß Elsa (natürlich nach Elsa von Brabant), ebenso Frau von Hanneken, sogar bis zu Elsa Brandström („der Engel von Sibirien“) brandete die Wagner-Welle nach Schweden. Das Primat der Musik war erklärlich und hat nichts mit Kunst-Apartheid zu tun.

Mutter und ihre ältere Schwester Lulu waren hochmusikalische konzertreife Pianistinnen. Erstaunlich: aus dem winzigen Detmold wurden sie zur Ausbildung nach Berlin geschickt. Mutter war eine überzeugte, Lulu eine leidenschaftliche, ja fanatische Wagnerianerin. Ich scheue mich nicht, jetzt etwas niederzuschreiben, obwohl die Angelegenheit von denen, die sie damals hörten, immer als unglaublich verlacht wurde: Die Vorstellungswelt eben jener Tante Lulu, ihr ganzes Seelen-, Gefühls- und Geistesleben wurde beherrscht von Wagner. Im Jahre 1902 brachte sie ihren dritten Sohn, Helmut, in Tientsin zur Welt. Er sah Wagner zum Verwechseln ähnlich: die gleiche Stirn, die gleiche Nase, das gleiche scharfe Kinn. Es besteht kein Zweifel, daß während der Schwangerschaft weder seine Mutter außerhalb Chinas noch Wagner in China gewesen war. Conceptio (immaculata) psychosomatica? Nur die Musikalität fehlte.

Der Primat der Musik war erklärlich. Gemälde, Aquarelle oder Graphiken ließen sich nicht nach China mitnehmen. Die Gefahren des Transports, auch schon witterungsbedingt, waren zu groß. Die Musik aber kennt keine Grenzen. Sie ist die abstrakteste und höchste aller Künste.

Später habe ich in einer Bombennacht in Berlin einmal darüber nachgedacht: Wenn jetzt alle Architektur, alle Plastik, alle Malerei, alle Literatur vernichtet wird, so ist das irreparabel, aber die Musik wird rekonstruierbar sein. Sie ist an keine Materie gebunden. Es würden sich immer Leute finden, die – vielleicht gemeinsam – Beethovens Symphonien oder die Kompositionen Mozarts, Haydns und all der anderen aus dem Gedächtnis

rekonstruieren könnten; auswendig können heißt inwendig kennen.

Wir lebten in bestem Einvernehmen auch mit den Chinesen. Allerdings gab es eine Art Apartheid, die freilich nichts zu tun hatte mit Rassendiskriminierung, die aber einen sehr verständlichen Grund hatte: Wir hatten Krankheiten, die die Chinesen nicht kannten und umgekehrt – entsprechend die Vorbeugung. Wenn wir etwa mit der Bahn reisten, dann stiegen wir in unseren „private car“ ein, in einen Waggon ganz für uns allein, mit Küche, Boys, Kulis, Mafus usw.

1915 hatten meine Brüder Wolfgang, Kurt und Gerhard eine schauerliche chinesische Kopfkrankheit, deretwegen sie nach Peking fahren mußten. Da wurde Gerhard vom Gesandtschaftsarzt operiert, was mit unendlich vielen Schnitten am Kopf einherging. Erfolg gleich Null. Genützt haben schließlich der Rat und die Tinktur unserer Masseuse Morisan, einer Japanerin, die die Krankheiten des Landes kannte. Sie kam jeden Tag, um die Eltern zu massieren, und wandte dabei ihre Tricks an. Beispielsweise drückte sie irgendwo auf einen Zeh, woraufhin hinter dem Ohr ein Schmerz auftrat. Triumphierend sagte sie dann „Look-see, Missie, allsame telephone.“ – Fußreflex-Massage nennt das die moderne Medizin.

In Peking zeigten die Eltern meinen Brüdern all die herrlichen Sehenswürdigkeiten. Zurück in Tientsin gefragt, was sie denn am schönsten und interessantesten gefunden hätten, war die Antwort: „Den Lift im WAGONS-LITS HOTEL!“

Als wir klein waren, spielten wir nicht mit chinesischen Kindern – nicht etwa aus „Rassenhaß“, sondern weil deren und unsere Vorstellungen von Hygiene differierten und wir weniger als sie gegen landesübliche Krankheiten gefeit waren. Passionierte wie sie und angeheizt durch ihr Beispiel spielten wir häufig „Drachensteigen“. Wer in China gelebt hat, erinnert sich gern der vielen grimmigen und fröhlichen Winddrachen, die Erwachsene wie Kinder steigen lassen. Bisweilen sah man zehn bis zwanzig davon in allen Farben, Größen und Gestalten gleichzeitig am Himmel stehen. Auch in künstlerischen Darstellungen findet sich das Motiv Drachensteigenlassen häufig, etwa auf Tuschezeichnungen oder auf Porzellanen. Nicht verwunderlich, daß ein chinesisches Sprichwort sagt: „Wer aufsteigen will, muß es gegen den Wind tun.“ Damit sind wir bei Sprichwörtern.

Sie sind wie Diamanten, sind reiner Kohlenstoff eines Volkes, kennzeichnen dessen Wesen, seine geistigen und sensorischen Ströme, sind das Material für Dichter wie Ernst Jünger, die „verdichten“ (heute sagt man „komprimieren“) können. Hier

eine Auslese einiger für die Chinesen typischer Sprichwörter:

Eine Minute Lachen verlängert das Leben um ein Jahr.

Ein Mensch ohne Lächeln sollte keinen Laden eröffnen.

Entferne Dich von mir, damit ich Dich besser sehen kann.

Gibt es im Dschungel keinen Tiger, ist der Affe König.

Auf dem Pferde reitend die Blumen betrachten (will sagen: beim hastigen Reisen entgeht einem die Schönheit der Natur).

Später auf Auslandsreisen ließ ich mir gerne Sprichwörter des Landes nennen. Insbesondere bei beruflichen Anlässen entpuppte sich mein „Nennen Sie mir doch mal Sprichwörter Ihres Landes“ als höchst wirksam bei der Überbrückung problemträchtiger Situationen, eine Spielart von „Sesam, öffne Dich“.

Unauslöschlich in Erinnerung ist mir das Jahr 1912 wegen des Untergangs der „Titanic“, die als

„unsinkable ship“ galt und der berechtigte Stolz der Engländer war: „Britannia rules the waves“, was die Welt – mit Ausnahme von Wilhelm II. und Tirpitz – willig akzeptierte, die Pax Britannica, wirkungsvoll wie einst die Pax Romana. Ich erinnere mich, daß unsere englischen Freunde über den Verlust der „Titanic“ tief erschüttert waren und unsere Eltern sie regelrecht trösten und aufzurichten mußten.

Nach einiger Zeit – die „Titanic“ war schon wieder fast vergessen – erstaunte mich ein Gespräch meiner Eltern über eine Grammophon-Platte, die gerade erschienen war. Sie enthielt den Schlager „My sweetheart went down with the ship“. Ich verstand damals den Sinn des Textes natürlich nicht und auch nicht, warum meine Eltern und die Eltern Hanneken sich darüber so erregten und diskutierten. Heute bin ich nur noch erstaunt darüber, daß schon vor fast 80 Jahren der Kommerz sich des Grauens als willkommenen Vorspanns bediente. „Tout comme chez nous.“

## Sommermonate in Zentralchina zur Mitte der dreißiger Jahre

Georg-Ludwig Heise

Das Klima in Zentralchina ist für Europäer nicht gerade erfreulich. Relativ kühle Winter von kürzerer Dauer unterbrechen sehr heiße und feuchte Sommer, die gegen Ende Mai beginnen und bis in den Oktober hinein reichen. Frühling und Herbst sind die besten Jahreszeiten.

\*

Die heiße Zeit. In den Städten, in denen es elektrischen Strom gab, kannte man elektrische Deckenfächer und ebensolche, allerdings kleinere Tischfächer, mit denen man sich Kühlung verschaffte. Man schlief gern auf fein geflochtenen Strohmatten anstatt auf durchnäßen Bettlaken. Jedoch führte der durch die elektrischen Fächer erzeugte ständige Luftstrom schnell zu Erkältungen und oft auch zu Magenverstimmungen, wenn man sich beispielsweise nachts die Luft auf den Bauch fächeln ließ. So war es ein striktes Gebot, trotz Hitze und Feuchtigkeit nachts immer eine wollene Bauchbinde zu tragen.

Dort, wo es keinen elektrischen Strom gab, „kühlte“ im Sommer ein an der Decke befestigtes gestuftes Segel, das, um einen Luftzug zu erzeugen, von außerhalb des Raumes in ständiger Bewegung gehalten wurde. Das bewerkstelligte ein Boy, der,

meist auf einem hohen Bock sitzend, einen Seilzug bediente. Ziehen und nachgeben. Erfinderisch wurde das Seil oft am großen Zeh angebunden. Durch Wippen des Fußes wurde der nötige Effekt erzielt, ohne daß man die Hände gebrauchen mußte. Es war die aus Indien stammende „Punka“. Ansonsten verwendete man selbst Handfächer oder ließ sich von einem der Dienstboten fächeln.

Die Sonne war stechend, und die Verwendung eines Tropenhelms war stets verordnet. Niemand ging in die Sonne ohne den notwendigen Schutz.

Oft waren die Fenster der „westlichen“ Häuser mittels Fliegengitter gegen eindringende Moskitos gesichert, und die gab es in den feuchten Tiefebenen mehr als genug. Sie waren nicht nur lästig, sondern wegen der möglichen Übertragung von Malaria auch gefährlich. Der Reisanbau im Wasser, die vielen schmutzigen Tümpel, Teiche und Kanäle waren ideale Brutstätten. Gegen Abend bei Sonnenuntergang schien sich der Himmel oftmals von Mückenschwärmen zu verdunkeln. Räucherkerzen unter den Tischen und Stühlen sowie Fußsäcke aus dünnem Leinen, in die man hineinstieg, sollten die Beine schützen. Weil die „gesicherten“ Fenster nicht genügten, schlief man außerdem

noch unter einem Moskitonetz, das, von der Decke hängend, wie ein Zelt über das Bett gestülpt wurde. Darunter und im gesamten Schlafzimmer wurde noch mit einer Spritze „Flit“ (ein gereinigtes Petroleum) versprüht. Und dennoch verirrten sich oftmals Moskitos in die Zimmer und unter das Netz, die einem mit ihrem hohen Summton den Schlaf rauben konnten. Dieser heißen Zeit begegneten die „Weißen“ durch Flucht in kühlere Regionen.

Das britische Kolonialleben, wie in Indien praktiziert, fand also abgewandelt auch in China statt. Frauen und Kinder fanden sich während der Sommermonate in den chinesischen „Hill-stations“ in den Bergen oder an der See ein. Die Väter hingegen blieben auf ihren Posten und bekämpften die sommerlichen Unbilden mit geeigneten Mitteln in ihren jeweiligen Klubs.

Als „Fluchtorte“ für Shanghaier standen im Yangtse-Tal die Höhenorte Kuling (heute: Guling), etwa 800 km flußaufwärts von Shanghai, oder Mokanshan, wenige Bahnstunden entfernt, zur Verfügung. Badeorte waren Pei Tai Ho (heute: Bei Dai He) oder das ehemalige deutsche Schutzgebiet Tsingtau (heute: Qingdao) mit seinen aus der deutschen Kolonialzeit stammenden Faszilitäten. Meine Familie „stand“ auf Kuling.

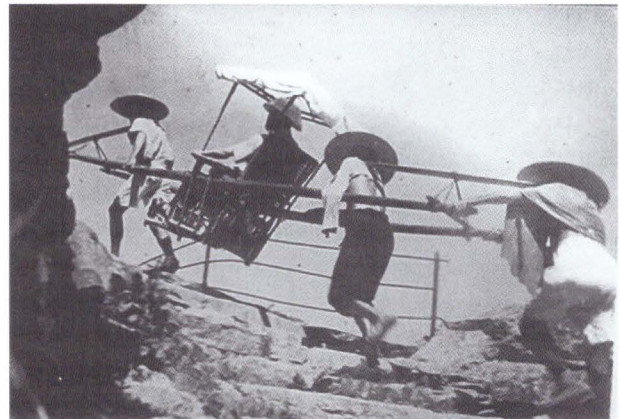
\*

Kuling im Lushan-Gebirge. Der Bergkurort war eine Gründung anglo-amerikanischer Missionsgruppen, die mit der britischen Niederlassung in Kiukiang (heute: Jiujiang) im Rücken und auf Basis der Exterritorialität für Ausländer in der kühlen Höhe ein Tal für sich abgegrenzt hatten und „verwalteten“. Die britische Niederlassung in Kiukiang wurde 1927 an China zurückgegeben. Kuling erfreute sich aber weiterhin eines Sonderstatus, dessen Rechtsgrundlage mir nicht bekannt ist. Das einst „ausländische“ Tal liegt etwa 1.000 m hoch, einige Kilometer südlich Kiukiang im Lushan-Gebirgsmassiv.

Von Shanghai fuhr man daher mit dem Dampfer bis Kiukiang. „Kolonial“ waren diese luxuriösen Flußdampfer der Fremden auf dem Yangtse. Die beiden bekannten englischen Reedereien Jardine, Matheson & Co. und Butterfield & Swire betrieben die Schifffahrtslinien auf dem Fluß. Für die Passagiere gab es die üblichen Klassen an Bord, wobei die Erste „in erster Linie“ den Weißen vorbehalten war. Die Zugänge zu diesem Teil der Schiffe und den diesbezüglichen Decks waren durch hohe Stahlgitter abgeschirmt. Zum einen wollte man die unzähligen Deckspassagiere fernhalten, sich zum anderen aber auch vor der damals hier noch herrschenden Piraterie schützen.

Es kam zu jener Zeit noch vor, daß Piraten sogar fahrende Dampfer enterten, um Geld, Wertgegenstände und Geiseln mitgehen zu lassen. Ich erinnere mich daran, daß die Schiffskapitäne ungern zwischen zwei scheinbar harmlos im Fluß dümpelnden Booten hindurch fuhren. Es war ein bekannter Trick, daß diese Boote, mittels einer Kette unter Wasser verbunden, von dem zwischen ihnen in voller Fahrt hindurch manövrierenden Dampfer an beide Bordwände gedrückt wurden, wodurch er von beiden Seiten zugleich geentert werden konnte. Auch sich schnell nähernde Boote waren verdächtig, und so waren die „wichtigen“ Teile des Schiffes entsprechend abgesichert. Wir haben zwar auf unseren zahlreichen Flußreisen selbst niemals Piraten erlebt, aber ich habe an Bord doch voller Besorgnis den Kapitänsgeschichten über solche Vorkommnisse gelauscht und eifrig nach verdächtigen Booten Ausschau gehalten.

Ab Kiukiang ging es dann überland. Man mietete ein Auto, das die Reisenden über holprige Landstraßen bis Lien Wha Tung, einem Dorf am Fuße des Bergmassivs, brachte.



*Sänfte mit vier Trägern*

Diese Fahrt war jedoch nicht immer problemlos. So hatte im Jahre 1931, als wir das erste Mal Kuling besuchten, der Yangtse während des Hochwassers seine Deiche zerstört und weite Strecken fruchtbarer Ebene zwischen dem Flußhafen Kiukiang und dem Bergmassiv mit seinen braunen Wassermassen bedeckt. Ich erinnere mich, daß wir bei unserer Abreise am Ende dieses Sommers von Lien Wha Tung mit dem Auto bis an die „Wasserlinie“ fuhren, wo das Gepäck und auch wir selbst in Sampans, die typischen chinesischen Ruderboote, geladen wurden, um auf diese Weise bis Kiukiang – genauer: durch Kiukiang – bis an das Schiff „gestakt“ zu werden.

Kiukiang, die Stadt der neun Ströme, war damals natürlich auch vollständig überschwemmt, und die Straßen glichen kleinen Flüssen. Die Haustüren, Ladenfenster und sonstigen Eingänge waren mit

Sandsäcken verrammelt, um das eindringende Wasser abzdämmen, und viele Einwohner lebten im ersten Stock. Auf den Flußdampfer zu kommen war aber nicht schwer. Er lag an der Hulk, einem schwimmenden Landungsponton, der mit einer Brücke zum Ufer hin verbunden war und der sich den jeweiligen Wasserständen anpassen konnte.

Das kleine Dorf Lien Wha Tung lag damals inmitten eines dichten Bambuswaldes, in dem es angeblich Tiger und Leoparden gab, wie uns Jäger immer wieder beteuerten. Gerne wurde nachts aufgestiegen, der flimmernden Hitze am Tage wegen, die erst in größerer Höhe der kühlen Bergluft wich. Der Weg führte anfangs in der Ebene einige Kilometer durch dichtes Bambusgestrüpp, und ich erinnere mich, dieses Stück Weges immer voller Angst zurückgelegt zu haben.

Man ging allerdings nicht zu Fuß, sondern saß bequem in einer Sänfte – einem Korbstuhl, der zwischen zwei Bambusstangen festgebunden war. Je nach Körpergewicht des Reisenden trugen zwei, vier oder auch sechs Männer die Last. Es folgten die Gepäckträger und sonstige Mitläufer, die auf Almosen hofften.



Die gefürchteten „Tausend Stufen“ nach Kuling

Heute frage ich mich, wieso ich seinerzeit Angst hatte, denn bei dem Lärm am Tag oder dem Fackelschein bei Nacht hat sicher jedes Raubtier einen weiten Bogen um die Kolonne gemacht. Der Pfad wurde beim Anstieg eng und kurvenreich, so daß die Sänfte oftmals über Abgründen schwebte. Ganz Ängstliche gingen an diesen Stellen lieber zu Fuß. Es gab auch einige Fremde, die den ganzen

Aufstieg allein bewältigten – allerdings mit Trägern für das Gepäck. Hatte man die sogenannten „Tausend Stufen“ erreicht, die von einem Wachturm gekrönt waren, näherte man sich dem Ziel. Zuerst, am Anfang des Tales, kam noch eine Einkaufsstraße mit vielen chinesischen Läden, dann erreichte man den eigentlichen Kurort. Innerhalb eines abgesteckten Talbereichs, im Estate, konnten Ausländer Grund und Boden auf 99 Jahre pachten, was außerhalb nicht möglich war. Zum Unterschied von den übrigen Gebirgstälern des Lushan-Massivs, hatte das „ausländische Tal“ einen dichten Kiefernbestand, verfügte über gute Schotterstraßen, Wege, Brücken und eine Vielzahl „ausländischer“ Steinhäuser plus ein Hotel und die obligatorischen Kirchen der Missionsstationen.

Ein angrenzendes Tal hieß das „Russian Valley“, und es wurde kolportiert, daß zur Zeit des Zarenreiches auch Rußland hier eine Niederlassung für orthodoxe Kirchenmitglieder unterhielt. Auch hier gab es Steinhäuser und Straßen – der Baumbestand war jedoch nicht mehr vorhanden, und eine „fremde Verwaltung“ bestand ebenfalls nicht mehr. Aber es gab ein recht großes Schwimmbad, das bei uns Jugendlichen beliebt war.

Autos, Droschken oder Rikshas fehlten – selbst Fahrräder gab es in den Bergen nicht. Die eigenen Beine oder die Sänfte waren die einzigen Fortbewegungsmittel. Und dem Lastentransport dienten nur viele, oft ausgemergelte Rücken.

Die Häuser wurden aus Steinen erbaut, die aus Felswänden gesprengt oder gebrochen wurden. Passend aufeinander geschichtet, wurden sie mit Zement verfugt. Die Dächer waren immer mit Wellblech gedeckt, da es in der näheren Umgebung keine Ziegeleien gab. Fußböden und Decken, Fenster und Türen wurden meist aus Kiefernholz hergestellt. Heizmöglichkeiten boten entweder große offene Kamine oder tonnenförmige Blechöfen – ohne Schamottverkleidung –, in denen Holzscheite verbrannt wurden. Im Sommer war Heizen an kühlen Abenden manchmal notwendig und im Winter absolut nötig, da in der Höhe oftmals tiefer Schnee lag. Die sanitären Einrichtungen waren üblicherweise in den Schlafzimmern. Wir hatten in unserem Haus sogar ein Badezimmer mit einer Blechbadewanne, in die bei Gebrauch heißes Wasser geschüttet wurde. So mußte nicht allabendlich eine Wanne mit heißem Wasser ins Schlafzimmer getragen werden, wie das sonst in den Ferienhäusern üblich war. Wasserspülung in den Toiletten gab es natürlich nicht – den Kübel unter dem Toilettensitz entfernte jeden Morgen ein Diener von außen. Es war der sog. „Honey-Bucket“.

Petroleumlampen und Kerzen erhellten abends die Zimmer. Elektrischen Strom gab es keinen außer in einem Privathaus, in dem, sobald es dunkel wurde, ein Generator angeworfen wurde. So erstrahlte jeden Abend der Besitz des deutschen Baumeisters namens Laporte als einziger im Tal, und auch der Generator war nicht zu überhören. Ich glaube, daß später das Haus von Marschall Chiang Kai Shek an diese Stromquelle angeschlossen wurde. Die restliche Welt begnügte sich mit den üblichen Petroleumlampen, die es in allen Größen und für alle Zwecke gab. Teils hingen sie als ornamentale Lichtquellen von den Zimmerdecken herab, teils waren es einfache Stehlampen in verschiedenen Größen, teils waren es einfache Laternen für den nächtlichen Ausgang. Sie stanken stark, wenn man zu nächtlicher Stunde den Docht herunterdrehte, ohne die Lampe zu löschen, und konnten auch bedenklich rußen und die Zimmerdecken schwärzen.

Die Häuser waren meist in „westlichem“ Privatbesitz, und ich glaube, daß chinesischer Besitz in dem „Ausländertal“ auch erst zugelassen wurde, als die dubiose Rechtslage (und die Liebe des Marschalls Chiang Kai Shek zu diesem Bergort) das Festhalten der Ausländer an ihren usurpierten Privilegien unmöglich machte.

Nur wenige Gäste blieben in den Wintermonaten in Kuling. Eigentlich nur Missionare und die Schüler zweier Internate, eines amerikanischen und eines britischen, sowie einige Pensionisten und die Hoteleigentümer, obwohl das Hotel nur im Sommer geöffnet hatte. Es hieß Fairy Glen Hotel und war ein typisch englisches Kolonialhotel, so wie sie östlich Suez oftmals zu finden waren. Hohe Decken, luftige Fenster, überdachte große Veranden, auf denen man nicht nur den Morning Tea einnahm, sondern sich auch bei den oftmals starken Regengüssen aufhalten konnte. Es lag „am Bach“, einem oftmals reißenden Gebirgsfluß, der sich durch das ganze Kuling-Tal schlängelt und an seichten Stellen ideale Spielplätze für Kinder bot.

Die Wasserversorgung der Häuser erfolgte größtenteils aus diesem Bach, sonst aus Brunnen. Wenn man keinen auf eigenem Grund hatte, traten Wasserträger in Aktion, die fast den ganzen Tag über das kühle Naß in Blechkanistern, die an einer Bambusstange hingen, von der nächsten Quelle herbeischaffen mußten. Wie oft werden die armen Kerle wohl über den Reinlichkeitsdrang der „fremden Teufel“ geflucht haben.

Sehr viele Vergnügungsmöglichkeiten gab es für die zahlreichen Sommergäste nicht. Zentraler Punkt war daher ein großes Schwimmbad mit entsprechender Anlage. Von unserem Haus aus

brauchte man sicher fast eine Stunde bis zum Swimming Pool – das morgendliche Treffen dort war ein Ritual und notwendig, um den weiteren Tag zu planen und Freunde zu treffen. Es war ein Privatkлуб, in den damals kein Chinese Zutritt erhielt – auch nicht die Söhne des Staatschefs. Als man einmal entdeckte, daß während der Nacht einige Chinesen im klaren Gebirgswasser des Bades Abkühlung gesucht hatten, wurde das gesamte Becken entleert und gereinigt. Nur Mitglieder hatten Zutritt, und eine gründliche Untersuchung durch den Missionsarzt war die Voraussetzung für die Benutzung. Eine viktorianische Badeordnung sorgte für Sitte und Moral. So waren für Männer einfache Badehosen nicht gestattet – erlaubt waren nur Badeanzüge, die mit einem „Röckchen“ versehen sein mußten, damit jegliche Männlichkeit verdeckt war. Als große Erleichterung durften allerdings im vorgeschriebenen Oberteil „Löcher“ unter den Armen sein. Der Sprungturm war 7 m hoch.

Neben Schwimmen standen Wandern zu den verschiedenen Gipfeln sowie der Besuch von Tempeln, Aussichtspunkten mit Blick in die Yangtse-Ebene und der „Drei Bäume“, einer Gruppe amerikanischer Redwood-trees, die offenbar seit etlichen Jahrhunderten dort standen, hoch im Kurs.

Detailliert erinnere ich mich an das Erklimmen des höchsten Gipfels im Gebirgsmassiv, des Hanyang Peak (etwa 1.400 m hoch). Wegen der Tageshitze mußte die Besteigung nachts erfolgen. Eine ganze Karawane zog bei Fackelschein und begleitet von Trägern los. Zu meinem Unbehagen führte der Weg anfangs durch Bambuswälder und durch mir verdächtiges Unterholz, so daß ich Tiger und Leoparden hinter jedem Felsen vermutete. Der Sonnenaufgang und der leichte Dunst in den Niederungen wurden bewundert – die Morgenbrise, die beim Rückmarsch in den Bambusgehölzen ein leichtes Rascheln hervorrief, machte mir Angst. Gegen Mittag wieder zuhause, war alles überstanden – ich bin jedenfalls, völlig übermüdet, in einen vierundzwanzigstündigen Tiefschlaf gefallen, aus dem meine Mutter mich schließlich wecken mußte.

Die Geselligkeit in den Ferienmonaten war groß, auch für die junge Generation, zumal sich sehr viel Jugend aus den verschiedenen Orten Chinas während des Sommers in Kuling einfand. Es gab auch eine Reihe guter Tennisplätze, die aber bei der Jugend, wegen der Tageshitze, weniger Anklang fanden – und abends hatten die „Seniors“ den Vortritt.

Die Sommerfrische dauerte bis Anfang September – dann wurde es kühler –, die Schulen fingen wie-

der an, „die Familien kehrten zu den Vätern zurück“, und zurück ging es in die Ebene und in die permanenten Wohnorte.

\*

Reflexionen. Meine Erinnerungen versetzen mich in die damalige Welt zurück. Die „weiße Haut“ trennte im Privatleben mehr oder weniger zwei Lebensbereiche voneinander, den der „Whites“ von dem der „Natives“. Nach wie vor herrschte in den Vertragshäfen Rassentrennung in den Parks, den Schwimmbädern, den Hotels und Klubs der „Weißen“.

Die Grenzen waren jedoch fließend. Es war nicht so, daß die einen an der Existenznot vieler Millionen Menschen vorbei sahen und daß die anderen die fremde Welt der scheinbaren Sorglosigkeit nur deshalb unberührt ließ, weil sie sich in dem Riesenreich nur an wenigen Stellen manifestierte. Es

gab unendlich viele Menschen, die dem durch Bürgerkriege zerstörten Reich der Mitte helfen wollten, und auch auf der chinesischen Seite begann das zentristische Denken der Erkenntnis zu weichen, daß das Reich der Mitte sich freiwillig der Welt öffnen müsse. Dennoch gab es hin und wieder Ausschreitungen, deren Wurzeln in der frühen Kolonialzeit zu suchen sind und die auch in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts die eine oder andere Kolonialmacht auf den Plan rief, um mit Militäreinsatz für „Ruhe und Ordnung“ zu sorgen.

Wir Deutschen und Österreicher besaßen seit dem Ende des Ersten Weltkriegs in China keine Sonderrechte mehr. Wir unterstanden der chinesischen Gerichtsbarkeit, aber auch „rechtlos“ profitierten wir von der Hautfarbe und genossen alle Möglichkeiten, die für Chinesen damals „off limits“ waren.

## Damals in Japan

Rudolph Sommer\*

Heute fliegt man von Frankfurt nach Osaka per Düse – und ist in acht Stunden da.

Wir machten die Reise damals per Schiff, bestaunten im Roten Meer jedes Riff und stampften durch das Indische Meer unter strahlend subtropischem Sternenheer. Fünf Wochen an Bord und nicht viel zu tun; wir erlebten den regenschweren Monsun, fliegende Fische, spielfrohe Delphine, das vertraute Vibrieren der Schiffsmaschine, sah'n Java, Sumatra und Singapur, die Wunder tropischer Natur.

Hong Kong – Manila – grellbunte Tage, Shanghai dann, verwirrend in Reichtum und Plage, und nach vierzig Tagen war es so weit: Wir erreichten Japan. Wir hatten ja Zeit!

Wir erlebten ein neues Daseinsverhalten, das die Trübsal verbirgt und die Heiterkeit hegt. Wir waren gebannt und festgehalten von der Lebensweisheit, die dort gepflegt. Wir lernten im täglichen Schaffen und Eilen vor Alltagsschönheiten zu verweilen, vor so mancher entzückenden Kleinigkeit, die an Höheres mahnte. Wir hatten ja Zeit!

Ja, wir lernten dort, ruhig und freundlich zu sprechen, nicht alles gleich über's Knie zu brechen und daß Bitten weit mehr galt als Begehren und Befehlen dem verhaltenen Stolz der japanischen Seelen. Wir erlernten die Macht echter Höflichkeit, lernten lächelnd zu warten – ; wir hatten ja Zeit.

Heitere Menschen in herrlichem Land! Auch dieses ward uns vertraut und bekannt: Die Vulkane der Urwaldgebirge im Norden, majestätisch und fern, sind Erlebnis geworden. Wir erklimmen den Fuji in Mitsommernacht, sah'n ihn wieder in eiskalter Winterpracht und waren stets wie von Zauber gebannt von dem Berg, der erhaben beherrschte das Land, strahlend noch sichtbar unendlich weit – . Wir verweilten und schauten; wir hatten ja Zeit.

Wir hatten mehr Zeit als die eiligen andern, um die heimlichen Schönheiten zu erwandern auf schmalen Pfaden bergab und bergauf, durch Reisfeldtäler, am Wildbachlauf, zu Tempeln unter dunklen Zypressen, zu Inseln, die noch weltvergessen, zu der Kühle brausender Wasserfälle,

zur Erquickung in heißer Bergesquelle – –;  
saßen im Wald vor des Köhlers Klause,  
hielten mit Fuhrleuten Vesperpause  
und fühlten uns gern und ohne Sorgen  
bei diesen lächelnden Menschen geborgen,  
die stets zu freundlichem Worte bereit.  
Auch sie fanden dafür immer die Zeit.

Wir erlebten im Laufe der Jahreszeiten,  
wie die Blumen in Japan das Leben begleiten –  
wie schon früh begann der Blütenreigen  
mit den Pflaumenblüten an kahlen Zweigen,  
keck trotzend der Kälte des Februar.  
Im Lenzmond – zartrosa, wunderbar –  
die blühenden Pfirsiche fern und nah –  
und im Ostermond dann die SAKURA;  
die Kirschblüte, Inbegriff allen Blühens,  
Symbol der Vergänglichkeit all' unsres Mühens.  
Der Bergazaleen schwerer Duft  
erfüllte im Mai die flimmernde Luft. –  
Im Juni Glyzinien in Tempelbereichen,  
Schwertlilien, Lotos in stillen Teichen,  
und zur Herbstzeit ließen wir uns nie nehmen  
den Gang zum Fest der Chrysanthemen,  
sah'n der Ahornwälder flammendes Rot,  
das bei herbstblauem Himmel im Gebirge sich bot  
als letzte leuchtende Herrlichkeit,  
da der Winter sich nahte. –  
Wir hatten die Zeit.

---

\* Rudolph Sommer (1904-1999) war 1931-1939 Leiter  
der Deutschen Schule in Kobe.

## **Mein erster Schultag am 6. September 1946 in Hakone und warum er dort stattfand**

**Freya Eckhardt**

Wie wohl fast jedes Kind sah ich meinem ersten  
Schultag mit gespannter Erwartung entgegen.  
Warum der in Japan stattfand, in Hakone, einem  
kleinen Ausflugsort, der an der legendären Tokai-  
do-Straße, der uralten Magistrale von Tokyo nach  
Kyoto, und an einem zauberhaften See mit Blick  
auf den Fuji liegt, läßt sich rasch erklären.  
Schon seit 1898 – mein Großvater Gustav Selig  
war in dem Jahr dort eingetroffen – lebte unsere  
Familie in Japan. Mein Vater (er starb 1992 in  
Kobe) wurde 1910 in Yokohama geboren. Seine  
Kindheit und somit die Zeit des Ersten Weltkriegs,  
in dem Japan zu Deutschlands Gegnern gehörte,

Wir kehrten zuweilen im Teehaus auch ein  
bei Michiko, Yukiko, Teruko-san  
und bei manchem anderen reizenden Kinde.  
Wir sahen im kühlen Abendwinde  
Bambusschatten sich zitternd rühren  
auf dem hellen Papier der Schiebetüren,  
schlürften Tee, tranken Reiswein aus zierlichen  
Schalen

zum Nachtmahl und konnten es fürstlich bezahlen.  
Sie konnten die Stunden so reizend gestalten  
und wußten, charmant uns festzuhalten  
zu zweisam heitrer Geselligkeit –  
Fräulein Teruko war besonders gescheit –  
man mußte verweilen,  
und man hatte ja Zeit!

Ach ja – – was Teruko wohl macht –  
das Teehaus auch im Nachbarstädtchen?  
Hab' lange nicht an sie gedacht.  
Ist nun ja auch ein ält'res Mädchen  
und denkt im Kreise der Enkelschar,  
wie nett es einst im Teehaus war.  
Man sollte einmal an sie schreiben:  
„Teruko-san, yoroshiku.“  
Ach nein! Ich lass' es lieber bleiben,  
s'ist besser für die Seelenruh!

Die heit'ren Stunden sind so weit;  
doch dann und wann an sie zu denken,  
hab' ich – ich hoff's – noch etwas Zeit.

In Europa tobte bereits der Zweite Weltkrieg, und nach Pearl Harbor war es nur eine Frage der Zeit, daß er auch uns bedrohte. 1944 wurde es ernst. Alle Ausländer mußten auf Anordnung der japanischen Regierung die Küstenregionen verlassen, denn sie erwartete Landungsoperationen der US-Armee. Überdies nahmen die Luftangriffe zu.

Für uns bot sich Hakone als Zuflucht an. Etliche deutsche Familien hatten sich dorthin schon in ihre Sommerhäuser zurückgezogen. Mein Vater hatte hier viele Frauen aus Niederländisch-Indien, die kriegsbedingt auf der Heimreise nach Deutschland 1941 in Japan hängen geblieben waren, mit ihren Kindern untergebracht. Denn er hatte als „Japankenner“ in Sprache und Umgang die Aufgabe übertragen bekommen, sich um sie zu kümmern. Auch ein großer Teil der deutschen Marinesoldaten, welche die Explosion ihrer drei Kriegsschiffe in Yokohama im Jahre 1942 überlebt hatten, war im „Hakone-Hotel“ untergebracht. Wir zogen zur Untermiete bei der Familie Izuka ein. Mehr als zwei Tatami-Zimmer mit Veranda im nikai (1. Stock) konnten sie uns nicht überlassen. Kochen mußte meine Mutter auf zwei hibachi (Holzkohleöfchen). Eine schwere Zeit, zumindest für die Erwachsenen.

Für mich brach aber eine schöne Zeit an. Es gab zwar keinen Kindergarten – einen solchen habe ich leider nie besuchen können –, aber ich hatte endlich japanische und deutsche Kinder zum Spielen um mich. Es lebten wohl 50 bis 60 deutsche Kinder damals in Hakone. Darunter waren natürlich viele, die schulpflichtig waren. Zunächst gab es dort aber keine Schule. Väter, Mütter und Marinesoldaten organisierten dann so etwas wie Unterricht. Hotelzimmer wurden zu Klassenräumen. Schulbänke und Schulbücher kamen wohl aus Yokohama. Wer eine entsprechende Ausbildung hatte oder sich befähigt fühlte, übernahm ein Fach. Meine Mutter, Krankengymnastin von Beruf, gab Sportunterricht. Sogar ein Kinderchor kam zustande.

Am 14. August 1945 ging der Krieg zu Ende. Zunächst änderte sich, vor allem für uns Kinder, nicht viel. Die Sorge und Unruhe der Eltern spürten wir wohl. Die amerikanischen Besatzungssoldaten entdeckten den hübschen Ort auch für ihre Wochenenden. Sie tauchten mit ihren großen Trucks auf und schenkten uns Kindern Lebensmittel und Schokolade. Die Farbigen waren meiner Erinnerung nach ganz besonders freundlich.

Die Zeit verging, und so stand im September 1946 der Jahrgang 1940 zur Einschulung an. Frau Prinzhorn – sie war gebürtige Holländerin aus Niederländisch-Indien und hatte tragischerweise

ihren internierten deutschen Ehemann beim Untergang der „van Imhoff“ verloren – unterrichtete die erste bis vierte Klasse, ähnlich wie in einer Dorfschule. Das „Klassenzimmer“ faßte aber nur drei Jahrgänge auf einmal, so daß die 1. und die 2. Klasse nur ein um den anderen Tag Unterricht hatten, die 3. und die 4. Klasse dagegen täglich.

Der erste Schultag begann für mich mit Schwierigkeiten. Mein Vater war, aus welchen Gründen auch immer, unterwegs. Und meine Mutter hatte einen wichtigen Termin wahrzunehmen: Genau zu meiner ersten Unterrichtsstunde mußte sie unser haikyu, die jedem monatlich zugeteilten Lebensmittel, abholen, das war lebenswichtig! Wer nicht erschien, war erst einen Monat später wieder dran. „Du bist ja nun ein großes Schulmädchen,“ machte sie mir Mut, „wenn der große Uhrzeiger ganz oben steht und der kleine auf der 10, nimmst du deinen Ranzen und gehst los. Den Weg kennst du ja.“ Mit einem Kuß verabschiedete sich meine Mutter und machte sich auf den weiten Weg.

Ständig lief ich nun auf und ab und starrte auf die Uhr. Ich wurde immer nervöser. Schließlich schulterte ich meinen schmalen japanischen Schulranzen – darin steckten ein Plastik-Federkasten mit Bleistiften, ein Lineal, ein Notizblock (richtige Hefte gab es nicht) und sechs Buntstifte – und rannte los. „Freya, du bist viel zu früh, setz dich auf deinen Platz und verhalte dich still.“ So wurde ich empfangen. Den Tadel hörte ich wohl, aber mir war’s egal: Ich war nicht zu spät gekommen! Pünktlich trafen dann meine Mitschüler ein. Wir waren fünf Kinder, zwei Mädchen und drei Jungen.

Nach kurzer Einführung ging es gleich zur Sache: Drei Reihen „i“ und drei Reihen „e“ waren zu schreiben. Mir fiel das schwer, meine Finger verkrampften sich. Und der Junge hinter mir stupste mich dauernd an. „Ich bekomme eine große Zuckertüte, du auch?“ Ich staunte, was will der bloß mit einer Tüte voller Zucker, der ist doch knapp und wird von der Mutter gebraucht!

Endlich waren die ersten Schulstunden vorbei. Ich stürmte nach draußen, dort wartete meine Mutter, vollbepackt mit Rucksack und Taschen. Rasch gingen wir die paar Schritte nach Hause. Dort stand mein Puppenwagen mitten im Raum, und was lag darin? Eine riesige weiße Tüte mit bunten Papierblumen beklebt. Die Überraschung war glücklich. Und nun wußte ich auch, was mein Klassenkamerad gemeint hatte.

Bis kurz vor Weihnachten nur dauerte mein Schulbesuch, dann zwang mich ein schwerer Keuchhusten monatelang ins Bett. In dieser Zeit löste sich dann alles auf, auch die „Schule“. Der erste Schub

ausgewiesener Deutscher wurde im Februar 1947 mit dem Truppentransporter „Marine Jumper“ nach Deutschland verfrachtet. Im August waren wir mit dem „General Black“ an der Reihe. Am 1. Oktober betrat ich dann erstmals in Bremerhaven

deutschen Boden. Aber erst im April 1948 hatte ich dann meinen (zweiten) „ersten Schultag“, diesmal in Hamburg, wo ich mich in einer 2. Klasse mit sechzig Mitschülern zurechtfinden mußte.

## Sarangan, meine Heimat in der Zeit von 1943 bis 1948

### Oase des Friedens inmitten eines erbarmungslosen Krieges

Hanns G. Hachgenei

*Sarangan kota yang indah permai pada lereng  
Gunung Lawu  
Sarangan du wunderhübsches Städtchen an den  
Hängen des Berges Lawu*

Vorlauf. Am 10. Mai 1940 begann der Krieg zwischen Deutschland und den Niederlanden; der Kriegszustand galt natürlich auch für die Kolonie Niederländisch-Indien. Rund 2.500 deutsche Männer und Jugendliche ab 16 Jahren wurden alsbald interniert, zum Schluß im großen Sammellager im Alas-Tal, Aceh/Nord-Sumatra. Ein Teil der Frauen und Kinder kam in sogenannte Schutzlager, ein anderer Teil durfte in ihren Häusern wohnen bleiben. Die meisten reisten aber nach Japan oder China, der größte Transport erfolgte mit der „Asama Maru“ im Juni 1941.

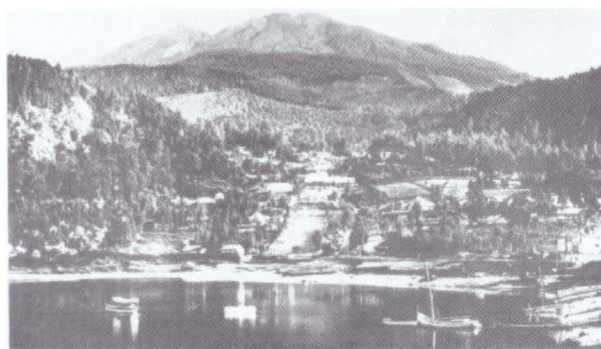
Im Dezember 1941 griff Japan die USA an. Alle deutschen Männer wurden nach Britisch-Indien transportiert. Die „van Imhoff“, die den dritten und letzten Transport durchführte, wurde am 19. Januar 1942 mit 411 deutschen Männern an Bord versenkt. Nur 61 Männer konnten sich nach Nias retten.

Japan eroberte Niederländisch-Indien im März 1942, und die verbliebenen deutschen Frauen und Kinder kamen frei. Da ich damals noch keine 16 Jahre alt war, befand ich mich beim Einmarsch der Japaner bei meiner Mutter und nicht in der holländischen Internierung. Schon innerhalb von drei bis vier Monaten erhielten wir vom Deutschen Reich über Tokyo und Jakarta eine Reichs-Unterstützung. Zwar nicht allzu viel, aber genug zum Überleben.

\*

Sarangan. Es war den Japanern nicht recht, daß es überall auf Java kleine Ansammlungen von Deutschen gab. Und da in Deutschland wie in Japan Schulpflicht bestand, wurde angeordnet, eine deutsche Schule einzurichten. Lange suchte und

verhandelte man, bis Sarangan auserwählt wurde. Der Ort war schon vor 1940 für Ost-Java ein beliebter Ferienort, besonders von Deutschen besucht, auf einer Höhe von 1.500 m an einem Kratersee am Hang des 3.000 Meter hohen Berges Lawu (*Lawoe*) gelegen, sozusagen ideal. Dort gab es leerstehende Hotels und Häuser. Sie wurden von der japanischen Besatzungsmacht beschlagnahmt. Ein Barackenbau für holländische Frauen und Kinder (noch nicht bezogen) wurde umfunktioniert und als Schule eingerichtet. Damit standen zwei Blocks mit neun Klassenzimmern zur Verfügung, luftige, hohe Räume aus Bambusgeflecht, sauber mit Kalk gestrichen und mit Wellblech eingedeckt. Immerhin konnten diese Räume bei der späteren Verbrennungsaktion nicht angezündet werden. Der Kalk verhinderte alle Versuche.



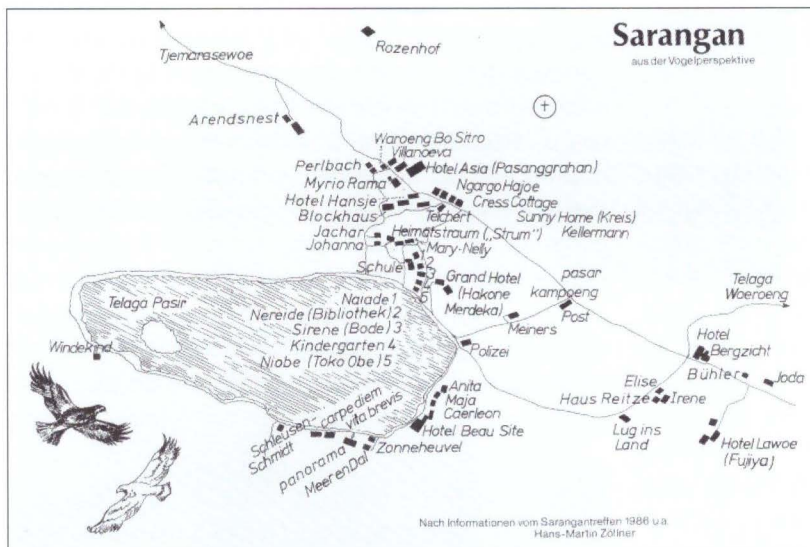
*Sarangan auf Java unterhalb des Lawoeberges  
Quelle: Sarangan, Selbstverlag 1989, S. 11*

Unter den Müttern, welche sich dorthin meldeten, wurden Lehrkräfte für Sprachen und Mathematik usw. gesucht. Wer dazu in der Lage war, stellte sich zur Verfügung. Mit größter Mühe ließ sich jeweils ein Exemplar der Lehrbücher als Unterrichts-Basis für die Lehrerinnen auftreiben. Auch Kräfte für die Verwaltung der Hotels und einer Geschäftsstelle wurden gesucht. Meine Mutter meldete sich als Lehrerin für Französisch und Latein. Zum Schluß gab es einen Lehrkörper von et-

wa 25 Personen, davon waren aber nur vier „gelernte“ Lehrkräfte, und auch genügend Verwaltungskräfte. Sogar ein Arzt, Dr. Johannsen, der auch zu unserem Schulleiter bestimmt wurde, und eine Krankenschwester, Schwester Marie Eglin, konnten gefunden werden. Alle bekamen weiterhin die ihnen von Tokyo zugeteilte Unterstützung, ob mit oder ohne Arbeit.

Im April 1943 kamen wir von überall her dorthin angereist, zunächst mit dem Zug nach Madiun, dann mit dem Bus nach Ngeron und dann zu Fuß, per Sänfte oder im Sattel eines Pferdes den Berg hinauf nach Sarangan.

Es gab natürlich viele Pannen, viele Streitigkeiten, viele Mühen und viel, viel Arbeit, bis jeder untergebracht war und am 20. April 1943 die Schule eröffnet werden konnte. Natürlich mit vielen offiziellen Persönlichkeiten. Dann erfolgten die große Auslese der Schüler und die Einteilung nach Wissen und Können in die einzelnen Klassen.



Ebd., S. 82

Wir waren eine Gemeinschaft von immerhin 350 Personen, davon etwa 180 Schüler und Schülerinnen. Ein Mädchen- und ein Jungeninternat mußten eingerichtet werden. Es war für alle nicht leicht, aber jeder versuchte, das Beste aus allem zu machen, und der Zusammenhalt nach außen war gut. Erstaunlich, wie die Lehrkräfte in ihre Arbeit hineinwuchsen und in recht kurzer Zeit aus dieser Schule eine mit einem sehr guten Ruf machten. Es sei hier vermerkt, daß Kinder, die von hier ab 1947 nach Deutschland kamen, dort in den entsprechenden Klassen sofort Anschluß gefunden und teilweise mit Auszeichnung die Schule durchlaufen und das Abitur bestanden haben.

Viel Unterricht und reichlich Hausaufgaben gab es, nachmittags an manchen Tagen Arbeitsdienst mit Hacken und Graben und Pflanzen, zunächst

Rizinus-Pflanzen, später auch Getreide. Aber auch genug Freizeit, die wir selbst organisierten, in Sing-, Musizier-, Box- oder Judo-Gruppen. Wir sind oft im See geschwommen, haben ihn ausgelotet, wurden richtige Wasserratten und haben viel Arbeit in unseren Eisenkahn gesteckt. Oft erwarteten wir den Lawu und die anderen Berge ringsum. Ein echter Höhepunkt war unser Sportfest im Juli 1944, das uns und unsere Zuschauer und Gäste begeisterte. Unser Bestreben war, mindestens so gut zu sein wie unsere Altersgenossen in der Heimat. Ein weiterer Höhepunkt: Freiluft-Kino am See. Aber für uns alle erschütternd der plötzliche Tod meiner Schwester am 3. Dezember 1944. Da haben wir gemerkt, in was für einer guten Gemeinschaft wir lebten. Sogar ein Priester konnte aus Madiun gerufen werden.

Im Mai 1945 war der Krieg in Europa zu Ende. Einige Kinder aus den Internaten wurden heimgerufen. Die Japaner ließen uns gewähren. Geld war

noch da, so daß die Unterstützung weiterlief. Japan kapitulierte am 15. August 1945, und Indonesien proklamierte seine Unabhängigkeit am 17. August 1945.

Die älteren Jungen wurden für Gemeinschaftsarbeiten eingesetzt und arbeiteten im Kuh- oder Schweinestall. Für uns ging das Leben weiter, so als ob nichts geschehen sei. Wir taten wenigstens so, als ob. Wir bekamen Zuzug von einigen Herren aus Jakarta. Vor allem der deutsche Übersetzer für Japanisch bei der Kriegsmarine in Jakarta, Herr Hupfer, war für unsere Schule ein großer Gewinn als sehr guter Turnlehrer. Die Schule

wurde normal weitergeführt. Ein Lehrgang in Buchhaltung wurde für die Älteren angeboten und genutzt – für manchen die Basis für ihr späteres Berufsleben.

Inzwischen waren einige indonesische Dienststellen auf uns aufmerksam geworden. Die Schule hatte einen guten Ruf, und einige Abteilungen der Militär-Polizeischule und die Militärakademie in Jogja sandten Gruppen, um in Dreimonatskursen Wissenswertes, besonders Sprachen, zu erlernen.

Nun begannen auch die Abwanderungen aus Sarangan, denn die Geld- und Tauschreserven waren mittlerweile erschöpft, über das Intercross organisiert, bis der große Transport mit über 120 Personen im März 1947 von Sarangan wegzog. Etwa neunzig Deutsche blieben noch da. Die meisten lebten im Hotel Beau Site, am See gelegen.

Die Deutsche Schule lief eingeschränkt weiter. Die Lehrer und die Älteren von uns Schülern waren meist bei der Militärakademie als Lehrer und Büroangestellte tätig. Im Juni 1947 begann die erste holländische Polizeiaktion, mit der die Kolonie zurückgewonnen werden sollte. Sie wurde aber von der UNO gestoppt. Große Teile von Java wurden von den Holländern erobert, wir verblieben jedoch im nicht besetzten Gebiet. Das Gehalt lief weiter. Es trafen andere indonesische Militäreinheiten zur Auffrischung ein, und später kamen auch die Kadetten wieder zurück.

Im Juli 1948 begannen im Tal Plünderungen. Madiun wurde von der Kommunistischen Partei besetzt. Die indonesischen Soldaten wurden von Sarangan abgezogen. Eine Bande von Plünderern konnte durch Verhandlungen zunächst abgewiesen werden. Am 22. September versuchte sie in aller Frühe erneut, Sarangan zu plündern und uns vielleicht sogar umzubringen. Diese Meute konnte gerade noch von Kadetten der Militärakademie abgefangen werden. Sie waren in Eilmärschen über Nacht eingetroffen. Ihnen verdanken wir unser Leben. Die Kadetten und weiteres Militär zogen weiter nach Madiun und vertrieben die Kommunisten, die in die Berge flohen und sich in Richtung holländische Demarkationslinie bewegten. Auf ihrem Weg lagen wir, und noch einmal wurden wir kommunistisch besetzt, und zwar am 5. November 1948. Zum Glück ist uns nichts passiert. Am nächsten Tag kamen Regierungstruppen, und der Spuk war vorüber, aber die Schäden im Städtchen groß. Wir als Angestellte der Militärakademie erhielten offizielle Arbeitsverträge mit einer schönen Ausländerzulage. Aber kurz darauf, am 18. Dezember 1948, begann die zweite holländische Polizeiaktion. Und damit war unser Los besiegelt.

Die örtliche Militärführung, zu der wir ein gutes Verhältnis hatten, machte uns den Vorschlag, mit der gesamten Bevölkerung in die Wälder zu fliehen. Im Guten haben wir uns aber darauf verständigt, daß wir uns zwar den Holländern ergeben, im Herzen aber zu den Indonesiern halten. Es war „Bumi-Angus“ („Verbrannte Erde“) angesagt. Am 24. Dezember 1948 wurden die holländischen Truppen erwartet. Überall im Dorf wurden die Steinhäuser im Auftrag indonesischer Stellen angezündet, auch die Hotels („Verbrannte Erde-Politik“). Alle Bewohner zogen weg in Richtung Sido-Ramping. Eine Gruppe indonesischer Soldaten kam vorbei und meinte, wir sollten uns keine Sorgen machen, der Wind stehe günstig. Nebenan brannte es nämlich schon. Trotzdem stellten wir Eimer mit Wasser gefüllt auf das Flachdach, und ich sollte Funken löschen. Als die ersten Kugeln

zischten, stieg ich, so schnell ich konnte, runter. Kurz darauf kam der erste holländische Stoßtrupp mit eingeborenen Soldaten und einem holländischen Offizier. Diese waren baß erstaunt, Weiße, noch dazu Deutsche, vorzufinden. Der holländische Offizier verhielt sich tadellos korrekt.

In der Nacht hörten wir, wie LKW-Kolonnen den Berg hinunterfuhren in Richtung kleiner See und Ngerong-Madiun. Ein holländischer Trupp trat fast die Tür ein und fragte, wer wir seien und wo ihr Vorgesetzter sei. Ich mußte ihnen den Weg zeigen. Es regnete. Im Hause „Carpe Diem“, einem freistehenden Haus, hatten die Holländer ihr Quartier aufgeschlagen. Man ließ mich vorauslaufen, und als ich zurückschielte, sah ich die Gewehre auf mich gerichtet. Es war schon ein mulmiges Gefühl. Beim Haus selbst rührte sich nichts, keine Wache, nichts. Ich mußte an die Tür pochen, nichts. Da wurde es mir doch sehr flau im Magen. Erst nach mehrmaligem Pochen hörte man endlich eine verschlafene Stimme: „Was ist?“ Sie waren alle am Schlafen!?!?! Das waren die bangsten Minuten meines Lebens.

Später wurde uns gesagt, wir könnten nicht weg, alle Straßen seien kaputt, doch am Neujahrs morgen 1949 hieß es: Um 11 Uhr geht es los, jeder darf so viel mitnehmen, wie er tragen kann, LKWs würden uns nach Madiun bringen. Wir packten noch etwas um, dann ging der Transport los. Alles ringsum sah trostlos aus. Das war das Ende von „unserem“ Sarangan.

\*

Nachtrag. Die Hauptstraße war menschenleer. Ngerong-Plaosan leer, keine Menschenseele. Manches Mal mußten wir die Straße verlassen, um über einen Umweg einen Bach oder Fluß zu überqueren. Die wichtigsten Brücken waren zerstört. Die Soldaten haben willkürlich in die Häuser gefeuert. So kamen wir nach Madiun. Auch hier alles menschenleer, nur einige Chinesen drückten sich herum. Wir wurden im Krankenhaus untergebracht. Nur der Chefarzt war noch da, sonst niemand. Hier blieben wir zwei Nächte, dann hieß es: Wieder packen, wir dürfen pro Person nur 25 kg mitnehmen, den Rest würden wir garantiert später wiederbekommen!

In zwei Flügen ging es dann über Maos-Pati nach Semarang. Es war ein „herrliches“ Fluggefühl. Höhe vielleicht 800 m, so daß jede Bodensenke sich bemerkbar machte. Der Einstieg war nur mit einer Kette gesichert. In einer Polizeischule in Semarang verbrachten wir zwei weitere Nächte bei gutem Essen und korrekter Behandlung. Per Zug ging es weiter nach Batavia, wie Jakarta nun wieder hieß, mit vielen Unterbrechungen, wobei Hin-

dernisse wegzuräumen oder kleinere Schäden zu beheben waren. Denn überall waren immer wieder Saboteure am Werk gewesen. Es war ein heißer Tag, und das ohne einen Tropfen zum Trinken.

Batavia, Hauptbahnhof Gambir (Koningsplein). Wir mußten im Waggon bleiben, bis alle anderen ausgestiegen waren. Eine starke Polizeitruppe, Militär, Presse und Honoratioren standen am Bahnsteig, um die letzten aus Sarangan, dem „Nazi-nest“, zu empfangen. Wir haben sofort geschaltet und Oma Petsch mit ihren fast 100 kg und Schwester Berta Böhl in Ordenstracht und gebrochenem Arm in der Schlinge vorgeschickt. Dann alle Damen von alt bis jung, schließlich Wapi als Jüngster und wir anderen neun Männer, insgesamt etwa fünfzig Personen. Die Gesichter der Indonesier wurden lang und länger, ihre Enttäuschung war groß, als sie unsere Gruppe sahen.

Zunächst ging es in das Kriegsgefangenen-Lager Menteng. Die Soldaten und Offiziere waren korrekt, aber die Unterbringung war für die Frauen eine Qual, denn es war als Männerlager eingerichtet. Überall konnte man hinsehen. Auch hier blieben wir zwei Nächte, bis wir unter Polizeigeleit in das Chasse-Kamp gebracht wurden. Wir durften das Lager nicht verlassen. Also forderten wir Internierten-Geld. Gab es nicht, bis sie uns den Status „Evacués“ gaben. Da konnten sie uns nicht länger festhalten. Und wir sind raus. Nach längerem Warten auf die Polizeigenehmigung bekam ich eine

Stelle beim Roten Kreuz. Viel verdient habe ich da nicht, denn Kamp-Geld mußte ich auch entrichten, aber wir konnten uns wenigstens ganz billig etwas Kleidung auf dem Schwarzmarkt kaufen. Von unserem in Madiun zurückgelassenen Gepäck haben wir nie mehr etwas gehört; es hat eben nie existiert.

Im September 1949 sind wir dann mit der „Willem Ruys“ zwar in der Vierten Klasse, aber im Vergleich zu den anderen Transporten nobelst nach Rotterdam gereist. Wir wurden in Zwölf-Personen-Kabinen untergebracht, die zum Teil schon von entlassenen holländischen Soldaten und ihren Familien besetzt waren, Frauen und Männer getrennt. Der holländische Steward rief uns gleich zusammen und bat uns, nicht zu provozieren. Bei den anderen Passagieren werde er auch darauf drängen. Er wolle uns das zurückgeben, was er während des Krieges als Zwangsarbeiter in einer Bäckerei in Köln Gutes und Freundliches habe erleben dürfen. Wir hatten es wirklich gut, vor allem unsere Damen hat er besonders mit Eis und dergleichen aus der Ersten Klasse verwöhnt.

In Holland Empfang durch das Immigrations-Amt. Am Abend ging es dann gleich mit dem Zug weiter nach Deutschland, nach Mannheim. Auf dem Bahnsteig sind mein Vater und ich aneinander vorübergegangen und haben einander nicht erkannt. Neuneinhalb Jahre sind eben doch eine lange, lange Zeit.

## „Grenzüberschreitungen“

### Gedanken zur modernen südkoreanischen Literatur

Sylvia Bräsel

Das koreanische Fernsehen berichtete ausführlich. Denn es kam einer kleinen Sensation gleich, daß Ende Juli 2005 erstmals ein Treffen von Schriftstellern aus beiden Teilen Koreas in Pjöngjang sowie auf den für jeden Koreaner heiligen Bergen Baek-du und Myo-hyang im Norden realisiert werden konnte. Der große Lyriker KO Un und der bedeutende Romancier HWANG Sok-yong, die mit ihrem selbstlosen Einsatz den Glauben an die Einheit des Volkes und ihre kulturellen Traditionen seit Jahrzehnten beschworen hatten, gehörten zu den Initiatoren auf südkoreanischer Seite. Sechzig Jahre nach dem Ende der japanischen Kolonialherrschaft (1910-1945) und der Teilung Koreas am 38. Breitengrad versuchte man mit den Mitteln

der gemeinsamen Sprache und der literarischen Tradition die Mauern der Ideologien etwas durchlässiger werden zu lassen. Ein Hoffnungsschimmer auf Gemeinsamkeit und zugleich kein leichtes Unternehmen, wenn man nur an das Image Nordkoreas auf dem internationalen Parkett sowie in den Medien denkt.

Seit der ehemalige südkoreanische Präsident KIM Dae-Jung mit seiner „Sonnenscheinpolitik“ und seinem Besuch im Norden im Jahre 2000 eine auch mit viel Geld geförderte langsame Annäherung über Wirtschaftssonderzonen etc. einleitete, hat es immer wieder Rückschläge gegeben. Doch vertrauensbildende Maßnahmen erweisen sich letztlich als zukunftsreichlicher als ausgerufen

„Achsen des Bösen“. In diesem internationalen Kontext, in dem die Korea-Frage gesehen werden muß, kommt der Eröffnung eines Lesesaals des Goethe-Instituts in Pjöngjang eine nicht zu unterschätzende Bedeutung zu. Das war eine kluge Reaktion auf die veränderte politische Gesamtsituation nach Beendigung der Konfrontation der Systeme. So wurde Nordkorea inzwischen auch von europäischen Staaten diplomatisch anerkannt. Zudem entwickeln sich die europäischen Wirtschaftskontakte insbesondere mit Südkorea gut. So sind derzeit im deutschsprachigen Raum koreanische Autos wohl noch weitaus bekannter als koreanische Autoren. Zwar haben Ereignisse wie die Verleihung des Friedensnobelpreises an den ehemaligen südkoreanischen Präsidenten KIM Dae-Jung, die Austragung der Fußballweltmeisterschaft 2002 in Südkorea und Japan sowie der Gastland-Status von Korea auf der Frankfurter Buchmesse 2005 die Bedingungen für einen Dialog der Kulturen günstiger gestaltet. Aber es wird zugleich deutlich, daß sich eine vorrangig auf emotionaler Basis aufbauende Sympathie (für das durch Bruderkrieg und Teilung gezeichnete Korea) ohne fundierte Wissensgrundlage verbraucht. Es ist nun einmal eine Binsenweisheit, daß sich Internationalität und Weltoffenheit im Sinne von Max Weber nicht im Selbstlauf oder allein durch Beschwörung der Vergangenheit herausbilden.

Für viele junge Europäer sind zudem die Ereignisse des Koreakrieges und seine Folgen inzwischen längst tote Geschichte(n), die in Archiven abgelegt sind. Dabei bewegten Schlagzeilen wie Stephan Heyms Rückgabe aller US-militärischen Auszeichnungen aus Protest gegen den Koreakrieg im Jahre 1952 die europäische Öffentlichkeit. Pablo Picasso schuf sein Gemälde „Massaker in Korea“, und Peter Weiß suchte noch in den sechziger Jahren in seinen Diskurs über die Vorgeschichte des Befreiungskrieges in Vietnam einen Vergleich mit dem Korea-Konflikt. Hierbei sollte aber nicht vergessen werden, daß der dreijährige Koreakrieg (1950-1953) aus der Situation des „kalten Krieges“ nach 1945 erwuchs und ähnlich wie später die Kuba-Krise oder der 13. August 1961 weltweite Auswirkungen hatte.

Der Süden des letzten noch geteilten Landes auf unserem Planeten ist heute eine führende Industrienation, die sich nach den wirtschaftlichen Erfolgen nunmehr auf kulturellem Gebiet (man denke nur an die zunehmende Beachtung koreanischer Filme und Musik) der Weltöffentlichkeit präsentieren möchte. In diesem Zusammenhang mag es nicht verwundern, daß Korea zum Gastland der Frankfurter Buchmesse 2005 gewählt wurde. Er-

freulicherweise liegt inzwischen eine Reihe von Übertragungen koreanischer Literatur ins Deutsche vor, die gelebten Alltag in Gegenwart und Geschichte thematisieren und dialogische Strukturen auf schöngeistigem Feld als anregenden und unterhaltsamen Stoff zum Nachdenken anbieten. Die Verlage Pendragon, Peperkorn, Abera und seculo haben sich in den letzten Jahren besonders um die Veröffentlichung moderner koreanischer Literatur im Sinne des Wortes verdient gemacht. Verwiesen sei zudem auf den schon 1996 erschienenen Band zur zeitgenössischen Literatur und bildenden Kunst aus Korea, „die horen“ und die Gedichtsammlung des bedeutenden Poeten KO Un bei Suhrkamp (Nachauflage 2005). Für dieses Jahr ist ein weiterer Band des Lyrikers im Wallstein Verlag geplant. Der Deutsche Taschenbuch Verlag (dtv) präsentierte aus Anlaß der vorjährigen Buchmesse gleich ein „Korea-Paket“ mit den großen Romanen von HWANG Sok-yong (u.a. „Die Geschichte des Herrn Han“ und „Der ferne Garten“), der Neuauflage einer Lyrik-Anthologie und einem repräsentativen Sammelband „Koreanische Erzählungen“, der auch als ein Kompendium zu Tendenzen und Themen der südkoreanischen Gegenwartsliteratur gelesen werden kann.

In Südkorea bezeichnet man heute die Autoren, die in den dreißiger und vierziger Jahren geboren wurden und sich erst nach der Unabhängigkeit Koreas von Japan (1945) in ihrer Muttersprache Koreanisch (Hangul) ausbilden durften, als „Hangul-Generation“. Denn während der Zeit der kolonialen Abhängigkeit war es den Koreanern nicht gestattet, auf koreanisch zu schreiben oder gar zu publizieren. Verschiedenste Persönlichkeiten des modernen Korea (u.a. die großen Dichter KIM Soo-Young und der Diktator PARK Chong-Hee) wurden in Japan erzogen und ausgebildet. In den koreanischen Schulen durfte nur Japanisch gelehrt werden, das auch offiziell Amtssprache in der Kolonie Korea war. Ziel dieser Politik war die kulturelle Auslöschung. Welche bedeutsame Rolle in diesem Kontext einer in Schriftform überlieferbaren Sprache zukommt, läßt sich am Koreanischen eindrucksvoll belegen. Durch das bereits im Jahre 1443 unter König Sejong geschaffene Hangul-Alphabet konnte die eigenständige Kultur der Koreaner über Jahrhunderte hinweg weitergegeben werden und somit überleben. Noch heute künden Legenden (z.B. die um den ersten Einiger der koreanischen Reiche König Munmu oder das in Korea populäre Lied „Arirang“) vom Nationalgefühl wie vom Trauma der kulturellen Nivellierung durch die übermächtigen Nachbarn Japan und China.

Blättert man in Werken bedeutender Schriftsteller Südkoreas, so wird man aus der Sicht verschiedener Autorengenerationen immer wieder mit der kolonialen Vergangenheit sowie der Thematik Koreakrieg und nationale Teilung – oft am Schicksal getrennter Familien veranschaulicht – konfrontiert. In den letzten Jahrzehnten sind verstärkt literarische Wortmeldungen hinzugetreten, die zum Teil über die bereits angesprochene globale Befragung jüngster Zeitgeschichte eine Auseinandersetzung mit den Jahren der Militärherrschaft und dem nationalen Trauma Kwangju suchen. Im Mai 1980 hatte sich in der Hauptstadt der Provinz Chollanam-do eine Widerstandsbewegung gegen die damalige Militärregierung unter CHUN Do-Hwan organisiert, die blutig niedergeschlagen wurde. Dieses Trauma der jüngsten südkoreanischen Vergangenheit hat das Land und seine Kunst nachhaltig beeinflusst und einen schwierigen Befreiungsakt von Unterdrückung und Duckmäusertum eingeleitet. Die „polierte Industriegesellschaft“ Südkoreas wird so in nicht wenigen Publikationen kritisch hinterfragt. Entfremdung, Kommunikationslosigkeit, Materialisierung oder die Zerstörung der natürlichen Umwelt werden dabei zu Warnsignalen, die wir aus der eigenen Literatur zu kennen scheinen.

Während die älteren Autoren und Autorinnen wie LEE Hochol oder PAK Kyongni sich insbesondere der historischen Aufarbeitung verpflichtet fühlen und damit einer Entemotionalisierung von Geschichte entgegenwirken möchten, setzen insbesondere jüngere Schriftsteller und Schriftstellerinnen wie KIM Yong-ha oder JO Kyung-Ran auf eine kompromißlose Bestandsaufnahme der Lebensformen in der modernen Industriegesellschaft. Hier sei angemerkt, daß im Großraum der Hauptstadt Seoul inzwischen ca. 13 Millionen Menschen leben. Neben einer rasanten Industrialisierung in einem Zeitraum von nur etwa dreißig Jahren war damit einhergehend die Zerstörung traditioneller Lebensformen zu verkraften.

Die jüngeren Autoren, die in die aufstrebende Industriegesellschaft Südkoreas hineingeboren und durch die politischen Unruhen der achtziger Jahre geformt wurden (so auch „Generation 386“ genannt), geben mit ihren Werken dem Leser viel Zündstoff an die Hand. Ihnen wird in ihrer Heimat übrigens eine ähnlich aktivierende Rolle wie in Europa der 68er-Generation zugeschrieben. Mit illusionslosem Blick orten sie die Defizite der „polierten Wohlstandsgesellschaft“, geißeln Ungleichgültigkeit, Egoismus und Liebesunfähigkeit. Die oft psychologisierenden Momentaufnahmen bestehen besonders bei schreibenden Frauen wie KANG Sok Kyong durch den mit Radikalität und doch jenseits feministischer Klischees vorgetragenen Liebesanspruch. Erzählen wird so zu einem Vorgang des Öffentlich-Machens und zu einem Gradmesser von Vergessen und Verdrängen.

Die moderne südkoreanische Literatur, die 2005 bei der Frankfurter Buchmesse im Mittelpunkt stand, ist letztlich ein Spiegel verschiedenster historischen Umbrüche, Krisen und Wandlungen, die tief in Mentalität und Alltagskultur hinabreichen.

Dabei legen insbesondere die Texte der jüngeren Autorinnen und Autoren die These nahe, daß mit dieser in ein globales Zeitalter mit allen ihren Chancen und Risiken hineingewachsenen Generation ein formaler und thematischer Umbruch in der südkoreanischen Literatur eingeleitet wurde. Das betrifft nicht nur die Welthaltigkeit sondern auch die Hinwendung zu einer konfliktreichen Innerlichkeit über deutlich konstruierte Handlungen, die von alltäglicher Entfremdung, Liebesunfähigkeit und Anpassung erzählen. Letztlich geht es um das Freilegen von Widersprüchen und modernen Ängsten. All das sollte nicht nur im Rahmen der Buchmesse zu einer literarischen Grenzüberschreitung ermuntert haben. Denn letztlich ist „Dichtung immer nur eine Expedition nach der Wahrheit“ (Franz Kafka).

## **Rede zur Verleihung des Orient und Okzident-Preises an Ieoh Ming Pei am 3. Juli 2006 im Luxemburger Musée d'Art Moderne**

**Erwin Wickert**

Die Erwin Wickert-Stiftung hat Sie zu dieser Feier eingeladen, in der dem Architekten Ieoh Ming Pei der *Orient und Okzident-Preis* verliehen wird. Die

Stiftung ist nicht sehr bekannt. Ich glaube deshalb, ich sollte sie kurz vorstellen. Ich habe diese kleine gemeinnützige Stiftung öffentlichen bürgerlichen

Rechts vor einigen Jahren gegründet und bei der Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz angesiedelt. Ihre Satzung sieht neben einigen wissenschaftlichen Aufgaben vor, Personen auszuzeichnen, die sich um das Verständnis zwischen Ostasien und dem Westen verdient gemacht haben. Denn ich bin seit meiner Studentenzeit mit China und Japan verbunden, habe einige Bücher über diese Länder geschrieben und war nach Maos Tod ein paar Jahre Botschafter in Peking.

Der ökonomische Verkehr, der geistige Austausch zwischen dem Fernen Orient und dem Westen hat im vergangenen Jahrhundert sehr zugenommen. Doch während der größte Teil der Welt sich heute auf einen globalen Dialog zubewegt, erklären in einer Region noch viele Menschen ihre Religion und gesellschaftlichen Regeln für absolut und verweigern einen Dialog über Dinge ihres Glaubens mit Andersgläubigen. Man hat daher vor einem *clash of civilizations* gewarnt.

Der *Orient und Okzident-Preis* dagegen wünscht eine Annäherung und ein Zusammenwirken der großen Kulturkreise. Der Preis wurde dem Architekten Pei einstimmig von einer Jury zugesprochen, der Professor Helwig Schmidt-Glintzer, Dr. Frank Schirmacher und Professor Gu Xuewu angehören.

Die Jury begründete ihre Entscheidung mit den Worten:

„Peis Gesamtwerk zeigt uns, daß das Zusammenreffen hoher Kulturen kein Anlaß zur Sorge ist, sondern eine Verheißung. Denn wenn diese Kulturen sich in einem freien, uneingeschränkten Dialog begegnen, regen sie einander an, und es bildet sich ein fruchtbarer Boden für neue, große Aufgaben. Aus einer kreativen Verbindung ostasiatischen und europäischen Erbes und daraus erwachsenden neuen Anstößen entstand I. M. Peis Werk, das den Kanon der überkommenen Formen nicht selten kühn überschreitet, und das in seiner Schönheit und Funktionalität ein Gewinn für die Architektur der Welt ist.“

Um aus der Annäherung der Kulturen Gewinn zu ziehen, genüge es also nicht, einfach Stilelemente aus der Architektur beider Kulturen zu übernehmen, etwa um mit solchen Multi-Kulti-Zitaten zu glänzen, sondern es galt zu untersuchen, wieweit die Ausdrucksformen noch dem Geist der Zeit entsprachen. Die Erkenntnis über die Grundlagen der Architektur und des Raums war unter neuen Gesichtspunkten zu vertiefen, so daß auf diesem Boden neue Werke entstehen konnten.

Wenn Pei einmal traditionelle Elemente verwendet, dann geschieht es, um sie in einem modernen Bau mit neuem Leben zu erfüllen, und es geschieht

so meisterhaft, daß sie den Betrachter zwar oft überraschen, aber stets als notwendig und als bewundernswerte Lösung erscheinen.

Peis Bauten sind nie exotisch; er paßt sie mit größtem Respekt dem Stil benachbarter älterer Gebäude oder der Natur an. Ja, er ging einmal beim Bau des Miho-Museums in Japan so weit, seine Architektur überhaupt zu verbergen, um die angeordnete Wipfelhöhe der Bäume nicht zu überschreiten. Er versenkte 80 Prozent des Gebäudes in die Erde und schuf dort die schönsten Museumsräume mit Oberlicht. Mit höchster Subtilität wurde der Baumbestand um das Gebäude genutzt und ergänzt.

Eine Straße zu dem geplanten Museum durfte auf dem Bergabhang nicht gebaut werden. Dem Besitzer gehörte aber ein anderer Berg vor dem Naturschutzgebiet. Pei ließ von diesem Berg aus einen Tunnel zu dem naturgeschützten Berg hin graben. Von dem Ausgang des Tunnels bot sich dann ein hinreißender Blick durch das harfenähnlich gespannte, silbern und blau leuchtende Netz der Brückenkabel auf das Tal und im Hintergrund das in die Landschaft eingebettete Museum.

Ich habe nur die Fotos gesehen, aber als ich sie sah, erinnerte ich mich, wie ich noch als Schüler eines frühen Morgens mit dem Zug in Venedig ankam, mit meinem Rucksack durch die morgendliche Stadt ging, durch eine dunklere Arkade kam, aber plötzlich, wie vom Schlag getroffen, stehen blieb, denn vor mir breitete sich im vollen Sonnenlicht der Marcus-Platz aus. Ich konnte keinen Schritt weitergehen. Die Schönheit war nicht zu fassen. Trinkt, o Augen, was die Wimper hält! Vor so viel Schönheit wurden mir damals, glaube ich, die Augen feucht. So stelle ich es mir vor, wenn ich aus dem Dunkel von Peis Tunnel heraustretend vor der Brücke stehe, die sich über das Tal hinwegschwingt, und wenn ich auf die in den Berg gegenüber eingelassene edle Architektur blicke.

Die Ansicht, Peis Bedeutung liege in der Synthese fernöstlicher und westlicher Architektur ist zwar nicht falsch, bleibt aber, wie schon gesagt, an der Oberfläche. Aus dieser Synthese ist etwas ganz Neues gewachsen: die bisher weder im Osten noch im Westen mit gleichem Wagemut eingesetzte Kenntnis von der Wirkungsmacht des Raums. Daraus und nicht aus einem anderen Stil hat sich Peis Kunst, sein Stil entwickelt. Wo findet man in der Baukunst des Westens und des Ostens denn ein Vorbild für die Glaspyramide des Louvre? Oder für die Harmonisierung der Wasserflächen mit dem Gebäude des Hotels in den Duftenden Bergen Pekings? Wo in Ostasien und dem Westen gibt es ein Beispiel für die unerhörte Freiheit von Kon-

ventionen, in der er das Miho-Museum in den japanischen Bergen errichtete? Oder für das gläserne Treppenhaus am Erweiterungsbau des Deutschen Historischen Museums in Berlin?

Ieoh Ming Pei ist frei. Er wagt, was bislang ungewagt war. Auch die großen Bauhausarchitekten wie Marcel Breuer und Walter Gropius, die er während seines Studiums in Harvard gehört hatte, gingen nicht so weit. Er bewegt den Menschen, in dem er ihn in Räume versetzt, in denen der Mensch architektonische Ur- und Grundgefühle erlebt, in denen er sich geborgen findet. Pei entwirft und schafft andere Räume, die unnahbare majestätische Hoheit ausstrahlen, die erhaben sind und in denen sich auch der Spötter klein fühlt, wieder andere, in denen man einsam ist, obwohl viele Menschen umhergehen, oder Räume, die das Auge direkt auf ein Kunstwerk lenken und es wie ein Juwel vor uns stellen, oder wo das Bauwerk lieblich mit den Bäumen neben dem Haus oder den Pflanzen des Gartens verbunden ist, oder er setzt uns vor große Fenster, die die Natur selbst ins Haus holen. Man sagt kaum zu viel, wenn man ihn als einen Vollender der klassischen Moderne in der Architektur sieht, mit dem eine neue Epoche beginnt.

Die Zahl der Menschen, die die Kraft besitzen, auch Ausdrucksformen anderer Kulturen zu übernehmen, sie aber wie die eigenen wirken zu lassen und die damit eine neue Weltansicht schaffen, ist begrenzt. Wenn man an unsere deutsche Kultur denkt, ist es vor allem einer gewesen. Er hat nie in seinem Leben einen Preis erhalten, und Exemplare der ersten Auflage des *West-Östlichen Diwans* standen Ende des 19. Jahrhunderts noch bei Cotta auf Lager. Dennoch hat er uns zumindest in diesem Werk den Sinn für die Eigenart anderer Kulturen, ja überhaupt den Begriff der Weltliteratur geprägt.

Diesen Gedanken Goethes sieht sich der *Orient und Okzident-Preis* zutiefst verpflichtet. Zumal sie sich auch nicht nur auf Literatur, Architektur oder Kunst beschränken, sondern den weiten Kreis des kulturellen Umgangs der Menschen miteinander,

sei es Wirtschaft, Wissenschaft oder die Technik einbeziehen. Im weitesten Sinne also sind sie politisch. Goethe warf seine Netze weit in das Leben und die mannigfachen Formen aus, in denen die schöpferische Kraft des Menschen sich ausdrückt. Der *Orient und Okzident-Preis* richtet sich auf Ostasien, d.h. die ursprünglich vom Konfuzianismus bestimmten Länder China, Japan und Korea. Sie waren dem Westen fremd, bis die Jesuiten nach China kamen – obwohl ich bei dieser Gelegenheit doch einen kuriosen Hinweis Goethes nicht unterdrücken kann, der im Gespräch mit Sorret einen alten Globus aus dem 16. Jahrhundert, also vor den Jesuiten, in der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar erwähnte, auf dem über dem Gebiet Chinas geschrieben stand: „Die Chinesen sind ein Volk, das sehr viel Ähnlichkeit mit den Deutschen hat.“

Sie haben sich dennoch manchmal gar nicht verstanden, zum Beispiel, wenn Peking das Deutsch von Karl Marx sprach. Der chinesische Dialog mit uns und dem Westen generell hat sich in den letzten dreißig Jahren jedoch erfreulich entwickelt, seit zwar nicht alle, aber doch viele ideologische Schranken abgebaut worden sind und China sich dem Westen geöffnet hat.

Der Weg I. M. Peis ist daher nicht nur wegen der großen Zahl bedeutender Bauten bemerkenswert, sondern auch wegen der kulturhistorischen Erkenntnis, die wir aus seinem Lebensweg ziehen können. Um es zu wiederholen: Wenn zwei hohe freie Kulturen einander begegnen, folgt daraus nicht, daß es zu einem großen *clash* kommen muß, aber auch nicht, daß sie nun einander nachahmen oder vermischen, sondern daraus erwächst, wenn das Klima es erlaubt, eine neue Kultur, die über die Möglichkeiten der beiden Ursprünge hinausgeht. Kurz: In der Begegnung entwickelt sich die Kunst und schreitet fort, nicht im Sinne eines determinierten Fortschritts – Kunst kennt keinen Fortschritt –, sondern als Geschichte, in der – mit den Worten Leopold von Ranke – jede Epoche unmittelbar zu Gott ist.

## Zu Erwin Wickert und Ieoh Ming Pei<sup>1</sup>

Erwin Wickert, geboren 1915, ist Schriftsteller und war lange im deutschen Auswärtigen Dienst, zuletzt als Botschafter tätig. Er studierte Kunstgeschichte in Berlin, Volkswirtschaft in den USA und schloß sein Studium 1939 vor Kriegsbeginn

mit der Promotion in Heidelberg ab. Während des Krieges war er zunächst „Wissenschaftlicher Hilfsarbeiter“ im Auswärtigen Amt und wurde 1940 nach Shanghai, 1941 nach Tokio versetzt. Nach Kriegsende betätigte er sich als Schriftsteller

und machte sich einen Namen anfangs mit Hörspielen, dann mit Romanen. 1955 trat er wieder in den diplomatischen Dienst ein, wurde Gesandter in London, danach Botschafter in Rumänien und von 1976 bis 1980 Botschafter in Peking. Nach seiner Pensionierung gründete er die Deutsche Gesellschaft für Ostasiatische Kunst. Er publizierte weiterhin historische Romane, die in der römischen Antike oder im kaiserlichen China spielen, Biographien sowie Studien über das gegenwärtige Ostasien. Einige davon wurden internationale Bestseller.

Die Stiftung wurde im Jahr 1997 von Erwin Wickert als gemeinnützige rechtsfähige Öffentliche Stiftung des Bürgerlichen Rechts gegründet. Sie wird von der Akademie der Wissenschaften und der Literatur des Landes Rheinland-Pfalz mitverwaltet. Ihr Zweck ist die wissenschaftliche Aufarbeitung seines Oeuvres und die Förderung des gegenseitigen Verstehens in Ostasien und im Westen sowie die Vergabe des Orient und Okzident-Preises. Der Gründer wünscht sich, daß die Geschichte und die Kenntnis der großen geistigen Schöpfungen beider Kulturkreise einmal gemeinsamer Kanon der Bildung im Orient wie im Okzident werde.

Der Preis ist mit € 10.000 dotiert und soll, in diesem Jahr beginnend, alle drei Jahre vergeben werden.

\*



*Der Preisträger Ieoh Ming Pei in dem von ihm erbauten Musée d'Art Moderne*

Ieoh Ming Pei, geboren am 26. April 1917 in Suzhou westlich von Shanghai, ist noch im alten China aufgewachsen. Es war ein China, in dem örtliche Kriegsherren das Land verwüsteten und Peis Vater, Bankdirektor in Kanton, mitsamt Familie zur Flucht nach Hongkong zwangen. Zehn Jahre später ging es

nach Shanghai. Peis Vater war Direktor des Haupt-sitzes der Bank of China geworden. Chinesische Banknoten trugen seine Unterschrift. [...]

Anders als das historische Suzhou war Shanghai eine Stadt des Aufbruchs in die westliche Moderne. Während er eine strenge protestantische Missi-

onsschule besuchte, weckten amerikanische Filme Peis Neugier, und als – gegenüber dem Filmtheater – der Bau des Park Hotels<sup>2</sup> in die Höhe wuchs, eines in China einzigartigen Hochhauses mit 23 Stockwerken, erwachte sein Interesse an moderner Architektur. Pei drängte es zum Studium in die Vereinigten Staaten. 17 Jahre war er alt, als er China 1934 verließ.

Von 1935 bis 1940 erwarb er das Rüstzeug eines Ingenieurs und eines Architekten am MIT, dem Massachusetts Institute of Technology. Er war zum Studium in die USA gekommen, nicht um einzuwandern, seine Rückkehr in die Heimat aber blieb lange versperrt. [...] Erst 1978, nach dem Ende der chinesischen „Kulturrevolution“, sollte er seine Heimat wiedersehen.

1945 bis 1948, diese drei Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg, sollten für Peis Werdegang eine Schlüsselrolle spielen. Er ging nach Harvard zur Graduate School of Design, um Assistenzprofessor zu werden bei Walter Gropius und Marcel Breuer. [...] Es war 1948, als William Zeckendorf, New Yorks größter Grundstücks- und Projektentwickler seinem Geschäftspartner die Frage stellte: „Nelson, denkst Du nicht, es ist Zeit für uns moderne Medicis, die modernen Michelangelos und Da Vincis anzuheuern?“ Rockefeller half ihm und ließ nach dem „größten unbekanntem Architekten im Lande“ suchen. Man stieß schließlich auf den noch gänzlich unbekanntem I. M. Pei. [...] Es sollte zu einer zwölfjährigen fruchtbaren Zusammenarbeit kommen. [...]

Bauten von I. M. Pei: John F. Kennedy Gedenk-bibliothek in Boston (womit Pei Weltruf erlangte), Nationalgalerie in Washington, Hotel in den Xiangshan-Bergen bei Peking, Bank of China in Hongkong, die gläserne Pyramide im Louvre in Paris, Erweiterungsbau des Deutschen Historischen Museum im Zeughaus in Berlin, Musée d'Art Moderne Grand Duc Jean in Luxemburg. – In Suzhou, Peis Geburtsort, entsteht zur Zeit in Anlehnung an die historische Stadt mit ihren niedrigen Hofhäusern und Wasserstraßen ein modernes Museum der Tradition, in chinesischer Art nach außen geheimnisvoll verschlossen, nach innen sich öffnend zu Felsengarten und See.

<sup>1</sup> Nach einer Pressemitteilung der Erwin Wickert-Stiftung bzw. nach der Laudatio von Florian Mausbach, Präsident des Bundesamtes für Bauwesen und Raumordnung.

<sup>2</sup> Architekt war Ladislav Edward Hudec; siehe StuDeO-INFO April 2005, S. 10-13.

## Buchempfehlungen

Renate Jährling

**Boetzing, Vera: „Den Chinesen ein Chinese werden“. Die deutsche protestantische Frauenmission in China 1842-1952.** In: Missionsgeschichtliches Archiv, Band 11. Studien der Berliner Gesellschaft für Missionsgeschichte. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2004, 305 S., Fotos. ISBN 3-515-8611-0. – € 49,00.

Die Dissertation widmet sich der bislang wenig erforschten Geschichte lediger Frauen, die seit Mitte des 19. Jahrhunderts nach China gingen, um den Beruf einer Missionarin auszuüben. Sie nimmt den Leser mit in das jeweilige zeitgenössische politische Geschehen. – Wertvolle Informationen lieferten u.a. die beiden StuDeO-Mitglieder Berta Kleimhagen (geb. Steybe) und die 1998 verstorbene Emily Lehmann (geb. Hundertmarck).

**Friede, Claus / Marcard, Mathias von (Hrsg.): China Diary. Fotografien von Carl Bürger – eine Dokumentation des Alltagslebens im Reich der Mitte zwischen 1938 und 1948.** Hamburg 2006, 64 S., 60 Fotos. ISBN 3-00-018718-9. – € 15,00. Bezugsadresse: E-Mail: mpa@marcard.net oder Tel. 040-41350252.

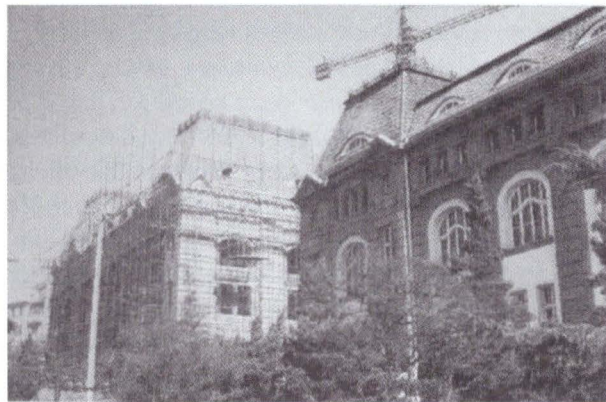
Ausstellungskatalog mit einer lesenswerten Einführung von Bernd Eberstein: „Geschäftsmann mit Kamera – Carl Bürger in China“. Die hervorragenden Fotos dokumentieren das Leben der Menschen und die Kultur im Norden Chinas (in Tientsin, Peking und dem Hinterland) auf eindrucksvolle Weise.

**Hennings, Anne Christin: Das deutsche Rathaus von Tsingtau (Qingdao). Ein Symbol wechselnder Herrschaften.** In: Studien und Quellen zur Geschichte Schantungs und Tsingtaus (Hrsg. Wilhelm Matzat), Heft 7. Bonn 2005, 102 S., 43 Abb. ISBN 3-924603-06-5. – € 8,00.

Das 1904 bis 1906 von Deutschen erbaute Gouvernment-Dienstgebäude diente später als Sitz der chinesischen Stadtregierung. Als es zu klein wurde, entschied die Behörde 1989, den U-förmigen Altbau an der Nordseite spiegelsymmetrisch zu „doppeln“.

Die Autorin behandelt in ihrer Magisterarbeit die Geschichte des Gebäudes in zunächst deutschem, dann japanischem und schließlich chinesischem Besitz und stellt den faszinierenden Umgang mit

einem kulturellen Erbstück in der Volksrepublik China dar.



*Der westliche Flügel des ehem. deutschen Gouvernment-Dienstgebäudes und sein „Spiegelbild“ im Bau, Qingdao März 1989*

**Heise, Katja: Deutsche Frauen in Tsingtau 1898-1920.** In: Studien und Quellen zur Geschichte Schantungs und Tsingtaus (Hrsg. Wilhelm Matzat), Heft 8, Bonn 2005, 153 S. ISBN 3-924603-07-3. – € 10,00.

Die Verfasserin untersucht umfassend die Auswanderung und das Alltagsleben deutscher Frauen in den Kolonien am Beispiel des deutschen Schutzgebietes Kiautschou: ob es eine Förderung der Auswanderung gab und warum, die Motive der Frauen, ihre Stellung und ihre Handlungsspielräume in der männlich dominierten kolonialen Gesellschaft sowie ihr Verhältnis zur einheimischen Bevölkerung.

**Khoo, Salma Nasution: More than Merchants. A History of the German-speaking Community in Penang 1800s-1940s.** Penang: Areca Books 2006, 128 S., über 170 Fotos. ISBN 983-42834-1-5. Bezugsadresse: Areca Books, 120 Armenian Street, 10200 Penang, Malaysia. – US \$ 20,00.

Das Buch behandelt die Geschichte der deutschsprachigen Gemeinde von Penang/Malaysia. Die emsigen Geschäftsleute benutzten den Überseehafen auch als Tor zu Thailand und zur Insel Sumatra. Etliche Deutsche trugen als Ingenieure und Architekten beträchtlich zum öffentlichen Leben in British Malaysia bei. Als im 1. Weltkrieg der legendäre deutsche Kreuzer „Emden“ den Hafen von Penang angriff, internierten die Briten alle Deutschen und konfiszierten ihr Eigentum. Im 2.

Weltkrieg diente Penang als geheime U-Boot-Basis. – Eine Fortsetzung ist im Entstehen.

**Mühlenweg, Fritz: Drei Mal Mongolei.** Lengwil-Oberhofen (Schweiz): Libelle Verlag 2006, 420 S., Fotos und andere Abbildungen. ISBN 3-905707-03-9. – € 29,90.

Dreimal (1927-1928, 1929-1930 und 1931-1932) nahm der gelernte Konstanzer Kaufmann, der für die junge „Luft Hansa“ (so schrieb sich die Luft-hansa damals) nach China gekommen war, an Sven Hedins Expeditionen durch die Innere Mongolei teil. Ausgangspunkt war jeweils Peking.

Die Herausgeber, Ekkehard Faude und Regina Mühlenweg, stellen aus Erzählungen, Reisetagebüchern und Briefen sowie eingestreuten Fotos und Zeichnungen Fritz Mühlenwegs eine hübsche, lesenswerte Collage zusammen. Zahlreiche meist farbige Zeichnungen mit mongolischen Motiven, schön gedruckt auf eingeschobenen Hochglanzseiten, lassen Mühlenwegs malerische Begabung erkennen.

Das Buch schließt mit einem Aufsatz der Sinologin Gabriele Goldfuß „Die Mongolei ist wie das Meer.“ Abenteuer für die Luftfahrt im Kontext mongolisch-chinesischer Geschichte. Die Expeditionen Fritz Mühlenwegs mit Sven Hedin.“

**Pufendorf, Astrid von: Die Plancks. Eine Familie zwischen Patriotismus und Widerstand.** Berlin: Propyläen Verlag 2006, 512 S., Fotos. ISBN 3-549-07277-5. – € 22,00.

Der umfangreiche Briefwechsel zwischen dem Physik-Nobelpreisträger Max Planck und seinem Sohn Erwin erlaubt erstmals einen Einblick in die Privatsphäre der Familie Planck, die von schweren Schicksalsschlägen heimgesucht wurde.

Erwin Planck, Anhänger des Reichskanzlers Kurt v. Schleicher, entzog sich im März 1933 fürs erste dem nationalsozialistischen Deutschland durch eine einjährige Ostasienreise. Die Biographin widmet ihr 50 Seiten des eindrucksvollen Buches.

Die Reise führt Erwin Planck über Hongkong nach Neu Guinea und zurück. Weitere Stationen sind Canton, Shanghai, eine Yangtse-Fahrt bis Chungking und zurück mit einem Abstecher nach Chengtu, ferner Tsingtau, Peking und zum Abschluß Japan. Unterwegs trifft er Freunde und besucht deutsche Vertretungen.

Erwin Planck wurde 1945 als Widerstandskämpfer hingerichtet.

**Vodoz, Jean: Im milden Licht der Kirschblüten. Das Japan meines Vaters. Fotos 1924-1928.** Zürich: Limmat Verlag 2004, 112 S., 118 Fotos. ISBN 3-85791-396-7. – € 31,00.

Die wunderschöne Fotosammlung zeigt ein Japan aus der Sicht eines Europäers, der ohne große Vorkenntnisse und Einstimmung dorthin gelangte. René Vodoz interessiert Land und Leute, das Treiben in den Straßen, das Arbeiten, Wohnen und Feiern. Dreisprachig: deutsch, französisch, japanisch.

## Zuschriften

Berta Kleimenhagen, Stuttgart, berichtet von einem schönen Abend: Am 1. Mai hatte ich abends im Saal des hiesigen Lindenmuseums ein ganz besonderes Erlebnis: alte chinesische Musik von großen chinesischen Künstlern dreier Generationen dargeboten! Möglich wurde diese Veranstaltung durch die Landesbank Baden-Württemberg.

Junge Chinesen wissen ja heute meist gar nicht mehr, was wirklich alte chinesische Musik ist. Sie spielten uns schon Kassetten oder Tonbänder vor, die sie für chinesisch hielten, dabei waren das Melodien aus aller Herren Länder.

Am 1. Mai hörten wir wirklich echte chinesische Musik auf echten alten Instrumenten, für viele der deutschen Zuhörer vielleicht gewöhnungsbedürftig, für mich, die ich als Kind oft in den Schlaf gewiegt wurde, wenn in der Nachbarschaft eine

Erku oder Flöte ertönte, ein nostalgischer Ohrenschmaus.



*Prof. Lu Chingling mit der Bambusflöte Dizi*

Eines der Flötenstücke, die der 85-jährige Professor Lu Chunling für uns spielte, wurde schon vor 7000 Jahren in China gespielt. Der berühmte Professor Li Yi von der Shanghai Musikhochschule, über 70 Jahre alt, war stolz, mit seinem chinesischen Banjo die Musikerin Xu Fengxia als seine frühere Schülerin auf ihrer chinesischen Zither zu begleiten. Sie und ihre etwa gleichaltrige Freundin Zhang Zhenfang (Mitte 40), beide in entzückender chinesischer Klei-

dung, ergänzten einander immer von neuem. Frau Zhang spielte die Streichinstrumente Erku und Gaohu meisterhaft. Die beiden Künstlerinnen leben seit einigen Jahren in Deutschland. Es ist schön, wie sie neben westlicher die traditionelle chinesische Musik pflegen und diese uns Europäern nahebringen, was mit reizendem Charme, Liebenswürdigkeit und Begeisterung geschieht.

Elsa Schulz, Bonn, teilt auf die Frage nach Lisa Wong mit: Lisa Wong und ich waren jahrelang miteinander befreundet. Sie, die Suhr-Mädchen und ich waren Mitglieder der Endeavourers Church Shanghai. Sie hat, nachdem ich 1950 nach Deutschland fuhr, Edward Emamooden geheiratet, zog nach Australien und bekam zwei Kinder, starb aber leider sehr früh.

## Vereinsnachrichten

### ◆ Mitglieder

Erfreulicherweise können wir 16 neue Mitglieder begrüßen:

Dr. Hans-Joachim Birkenbeil (Kobe 1932-1941)

Dr. Eike Bracklo, Botschafter a.D. (Tsingtau, Hankow, Peking 1934-1947, Hongkong 1987-1992)

Claus Drebing (Sumatra, Shanghai 1936-1946)

Christian Eickhoff (Shanghai 1935-1939)

Helga Iris Furtak (Shanghai 1938-1952)

Wolfgang Günther (Tangshan, Taiwan 1937-1950)

Peter Hütz (Singapore, Penang, Kuala Lumpur, Bangkok 1959-1990)

Jutta Jäger-Maurer (Medan, Shanghai 1921-1946)

Dr. Emanuela Mousley-Mayer (Shanghai 1934-1951)

Ursula Piepgras-Schäfer (Java, Kobe 1939-1947)

Horst Saxer (Shanghai 1934-1936)

Ministerialrat a.D. Friedhelm Schwamm und Frau Stephan Skroch

Ursula Symington-Fricke (Nanking, Shanghai 1941-1946)

Dr. Eike-Olaf Tillner (Sumatra, Japan 1935-1947)

### ◆ Archiv

Es ist wieder viel wertvolles Material eingegangen, wofür herzlich gedankt sei.

Als besonders bemerkenswert seien die Zuwendungen von Klaus Genthner, Wolfgang Herterich, Dr. Ernst Reiner, Otto Ritter und Wriedt Wetzel erwähnt.

Mit gleicher Freude wurden die auf DVDs gebrannten alten China-Familienfilme aus dem Besitz von Ingeburg Schulz und die vier DVDs von Dr. Werner Kießling, die das chinesische Fernsehen bei seinem Tianjin-Besuch im Februar 2005 erstellt hatte, entgegengenommen.

Bei dieser Gelegenheit danken wir auch herzlich Elinor Hoffmann, Sonja Mühlberger, Harry Poulson, Eva Reineke und Jürgen Rose für stete gute Zusammenarbeit.

### ◆ „Damals“ von Paul Wilm

Die Nachfrage nach dem vergriffenen, im Jahre 2000 vom StuDeO herausgegebenen Buch ist groß. Wer sich von einem Exemplar trennen mag, melde sich bitte bei Renate Jährling.

### ◆ Wolfgang Müller Haus

Nun hat – dank des erneuten Einsatzes von Karin und Josef Wagner – auch die Gartenseite einen schönen neuen Zaun im traditionellen Kreuther Stil erhalten. Sobald er stand, konnte die Bäuerin ihre Schafe auf die Wiese führen. Der Wohnraum wurde mit zwei gut erhaltenen Teppichen, gespendet von Anna und Georg Kieltsch, neu gestaltet. Besten Dank für alles!



*Blick von der Terrasse des Wolfgang Müller Hauses, Kreuth, 10. Juni 2006*

Die kleine jüngst renovierte evangelische Emmauskirche neben dem Wolfgang Müller Haus feierte am 23. Juli 2006 ihr fünfzigjähriges Bestehen. Dem festlichen Gottesdienst, der von dem Chor der katholischen Kirche Kreuth und dem Posauenchor des Tegernseer Tals umrahmt wurde, folgte ein gemütliches Zusammensein bei hausgemachten Häppchen, Kaffee und Kuchen. Dabei unterhielt die Kreuther Blasmusik.

Von nun an ist die Kirche tagsüber geöffnet, und eine kleine Gartenanlage mit Bänken lädt zum Verweilen ein. Als Abgrenzung zum Grundstück des Wolfgang Müller Hauses ließ die Kirchengemeinde

meinde einen Zaun errichten. – Die Emmauskirche gehört zu der großen Evangelisch-Lutherischen Gemeinde Tegernsee, Rottach-Egern und Kreuth. Pfarrer Dr. Weber stellte die Predigt unter das Motto: „Was bedeutet ‚Evangelisch‘ in Kreuth?“ und sagte unter anderem, das bedeute für ihn, daß die Kirche in besonderer Weise auf Gäste zugeht, da Kreuth ein stark vom Tourismus geprägter Ort sei. Man war erstaunt zu hören, daß fast ein Viertel der Bewohner Kreuths evangelisch ist. Die Gottesdienste in der Emmauskirche wurden von Samstag abend auf Sonntag morgen verlegt und finden vorerst alle vierzehn Tage statt.

#### ◆ Fotothek

Von den Angehörigen des Deutschen Konsulats in Tientsin 1915 (siehe INFO April 2006, S. 38, P4590) konnten drei weitere identifiziert werden, nämlich Nr. 3: Kanzler Paul Scharffenberg, Nr. 5: seine spätere Frau, Hilde Wedde, und Nr. 16: Marie Balser. Zu den Konsulatsangehörigen zählten damals laut Verzeichnis außer den bereits Genannten: Dr. Fr. Sieber, Karl F. Will, August Zühlsdorff, Hermann Gipperich, Kanzler Schaller, Herr Böhme, Heinrich Krippendorff und Karl Schulze. Vielleicht kann jemand diese Namen den Personen im besagten Bild zuordnen?

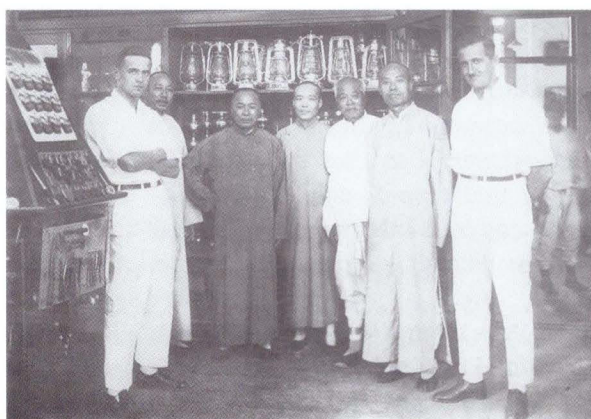
Zwecks Identifizierung präsentieren wir erneut Bilder, und zwar von der Firma Melchers & Co. Tientsin aus den Jahren 1924 (P1845) bzw. um 1926 (P1860 und P1861). Die Belegschaft der Firma setzte sich laut ADO 1925-1926 zusammen aus: H. Borné, Erich Knüpfel (Nr. 6), F.M. Eugen Müller (Nr. 5), Carl Rossow, Otto Zwanck, Hubert Thiele (Nr. 7), Hans Theuerkauf (Nr. 8) und Frl. H. Weber. Die Zuordnung dieser Namen zu den hier wiedergegebenen Personen wäre für die Fotothek von großem Nutzen. Wer kann außerdem etwas zu den beiden weiteren Bildern der Firma Melchers & Co. Tientsin sagen? Zeigt Bild P1860 einen Laden der Firma? Links steht Hubert Thiele.

Auskünfte und Hinweise bitte an \*\*\*



(\*\*\*) Hinweis: der Klurname des Autors erscheint nur in der Druckausgabe

P1845



P1860



P1861

## Inhalt

Basisinformationen zu StuDeO .....	2
Zum Titelbild: Auszüge aus Briefen von Wolfgang Müller von seiner Korea-Reise im Sommer 1940 .....	3
Wilhelm Matzat: Die erste Bierbrauerei in Tsingtau: Die Brauerei Landmann & Kell 1901-1903 .....	4
Ernst Boerschmann: Mit dem Kanonenboot „Vaterland“ auf dem oberen Yangtse. Eine Erinnerung aus dem alten China der Vorkriegszeit, 2. Teil .....	6
Fritz Sommer: Aus meinem und meiner Familie Leben, 2. Teil .....	10
Georg-Ludwig Heise: Sommermonate in Zentralchina zur Mitte der dreißiger Jahre .....	14
Rudolph Sommer: Damals in Japan .....	18
Freya Eckhardt: Mein erster Schultag am 6. September 1946 in Hakone und warum er dort stattfand .....	19
Hanns G. Hachgenei: Sarangan, meine Heimat in der Zeit von 1943 bis 1948. Oase des Friedens inmitten eines erbarmungslosen Krieges .....	21
Sylvia Bräsel: „Grenzüberschreitungen“. Gedanken zur modernen südkoreanischen Literatur .....	24
Erwin Wickert: Rede zur Verleihung des Orient und Okzident-Preises an Ieoh Ming Pei am 3. Juli 2006 im Luxemburger Musée d'Art Moderne .....	26
Zu Erwin Wickert und Ieoh Ming Pei .....	28
Renate Jährling: Buchempfehlungen .....	30
Zuschriften .....	31
Vereinsnachrichten .....	32

## „Ostasien-Runden“ in Hamburg

Als Termin bitte vormerken:  
**Sonnabend, 4. November 2006, 12.00 Uhr**

im Chinarestaurant „NI HAO“  
in der Wandsbeker Zollstraße 25-29

Anmeldungen bitte bis spätestens  
eine Woche vorher bei  
Peter Cortum

## Chinarunde München

Der nächste Termin:

**Samstag, 11. November 2006**  
um 12 Uhr im

**China Restaurant CANTON**  
Theresienstr. 49 – erreichbar mit U2

Anmeldungen bitte richten an:  
Marianne Jährling  
Renate Jährling \*\*\*

Ostasiendeutsche/-freunde  
von überall herzlich willkommen!

## Landhaus Schloß Kölzow in Mecklenburg

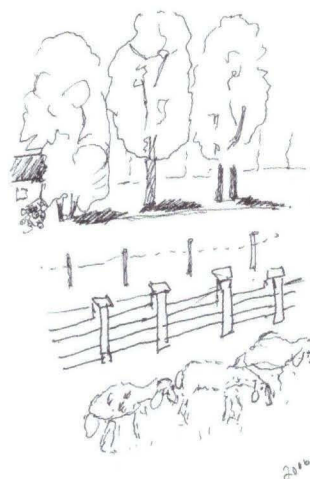


bietet einen schönen Rahmen für Begegnung und Erholung  
inmitten heiler Natur.

Für StuDeO-Mitglieder 20% Nachlaß.

Detlef und Ute von der Lühe

[info@schloss-koelzow.de](mailto:info@schloss-koelzow.de) [www.schloss-koelzow.de](http://www.schloss-koelzow.de)



Blick vom Wolfgang Müller Haus, gezeichnet von  
Felicitas Titus, Juni 2006

## Wolfgang Müller Haus

Machen Sie Urlaub in der keinen Gemeinde  
Kreuth im Wolfgang Müller Haus inmitten herr-  
licher Berge. Eine Vielzahl von Wanderwegen  
befindet sich ringsum, und für Sportlichere bie-  
ten hohe Berge und steile Bergspitzen hübsche  
Anreize.

In unmittelbarer Nähe, nur ein paar Automi-  
nuten entfernt, befindet sich der Tegernsee. An  
Regentagen oder bei stürmischem Wetter bieten  
Bücher und Spiele sowie eine Stereoanlage will-  
kommene Möglichkeiten zur Muße. Wenn Sie  
im Archiv recherchieren wollen, genießen Sie  
zugleich ein paar ruhige Tage.

Unkostenbeitrag pauschal 25,00 € pro Tag.

Anfragen und Anmeldungen richte man bitte an  
Renate Jährling oder \*\*\* (s. Seite 2).



(\*\*\*) **Hinweis:** der Klarname des Autors  
erscheint nur in der Druckausgabe